

„Das Heilige als Humanum“

Von der Menschlichkeit des christlichen Glaubens

Akademische Predigten in der Schlosskirche

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Sommersemester 2018
(Bonner Universitätspredigten 1, 2. erw. Aufl.)

Bonner Universitätspredigten 1

Eberhard Hauschildt (Hg.), „Das Heilige als Humanum“. Von der Menschlichkeit des christlichen Glaubens. Akademische Predigten in der Schlosskirche. Universität Bonn, Sommersemester 2018

Bonn, Oktober 2018

Inhalt

<u>In der Sterblichkeit das Leben preisen: 2 Kor 4,15-18</u>	4
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt 22.4.2018, 3. Sonntag nach Ostern: Jubilate	
<u>Freiheit besingen: Jes 42, 10-12</u>	9
Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 29. April 2018, 4. Sonntag nach Ostern: Kantate	
<u>Beten ohne Unterlass: Kol 4,2-6</u>	13
Studierendenpfarrer Michael Pues, ESG Bonn 06. Mai 2018, 5. Sonntag nach Ostern: Rogate	
<u>Auf der Suche gehört werden: Psalm 27,1.7-14</u>	18
Pfarrerin Birgit Rößle & Dipl.-Psychologe Markus Borgert 13.5.18, 6. Sonntag nach Ostern: Exaudi	
<u>Begeistert werden: 1 Kor 2,1-12</u>	23
Wiss. Mit. Daniel Rossa & Dr. Matthew Robinson 20.05.2018, Pfingstfest	
<u>Zeit erkennen: Jer 23,16-29</u>	32
Wiss. Mit. Maximilian Kröger & Wiss. Mit. Katharina Opalka 03.06.2018, 1. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Schrift interpretieren: Apg 8,26-40</u>	37
Prof. Dr. Hermut Löhr 10.6.2018, 2. Sonntag nach Trinitatis	
<u>In Ängsten mutig werden: 2 Kor 12, 9-10</u>	42
Prof. Dr. Cornelia Richter & Prof. Dr. med. Franziska Geiser 17.06.2018, 3. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Verstehen kultivieren: 1 Kor 14, 18-20</u>	50
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. med. Lukas Radbruch 24.06.18, 4. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Rituale begehen: Gen 12,1-4a</u>	58
Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck 01.07.18, 5. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Der Liebe trauen: 1 Joh 4,7-11</u>	62
Prof. Dr. Cornelia Richter & Prof. Dr. Thiemo Breyer 08.07.18, 6. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Achtsamkeit entwickeln: Phil 2,1-4</u>	70
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Jochen Sautermeister, Kath. Fakultät 15.07.18, 7. Sonntag nach Trinitatis	

In der Sterblichkeit das Leben preisen: 2 Kor 4,15-18

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

22.4.2018, 3. Sonntag nach Ostern: Jubilate,

Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst

1. Das Heilige als Humanum I

Menschen sind *ziemlich normal*. Sie bestehen aus den gleichen physikalisch-chemischen Grundbausteinen, wie sie sonst im Kosmos gegeben sind. Sie sind ein Lebewesen wie die vielen anderen auf der Erde und wohlmöglich auch sonst noch im Kosmos, ein Tier, ein Säugetier wie die anderen, auch als *homo sapiens* Teil eines langen Evolutionsprozesses, genetisch nahezu komplett so ausgestattet wie andere Tiere.

Aber Menschen sind dann auch eindeutig etwas auf der Erde *Besonderes*. Vor allem: Sie können das, was sich in ihnen abspielt, in Sprache und Denken fassen. Sie können damit in großer Klarheit sich auf Vergangenheit und Zukunft beziehen.

Für Menschen ist das normal. Eben auch zum Beispiel, wie wir (wegen des Bonn-Marathons eine Woche später als sonst) es heute Morgen tun: einen Semesteranfang zu begehen – im Bewusstsein dessen, wie ein Zeitraum in der Zukunft sich gestalten wird. Wir blicken voraus, sei es auf gesamtuniversitärer Seite auf Daten wie den 18. Oktober 2018, auf den Höhepunkt der Feiern zum 200jährigen Universitätsjubiläum, oder seien es Erwartungen an Entscheidungen über gestellte Anträge zur Forschungsförderung, sei es ein Vorausblick auf Studien und Lehrvorhaben im Semester, sei es darauf, was jeder einzelne von Ihnen sonst so vorhat in der nächsten Zeit.

Zum Menschen gehört auch das *Denken eines absolut Besonderen*. Mit der menschlichen Sprach- und Denkfähigkeit gibt es etwa die Möglichkeit, sich Unendlichkeit vorzustellen. Unendliche Zeit als Ewigkeit, unendliche Macht als Allmacht, unendliches Wissen als Allwissen. Unendlichkeit der Orte als Jenseits – als das ausgesonderte Andere, das Heilige, Tremendum und Fascinosum, Himmel, inklusive eines Gegensatzes zur Hölle.

In einer säkularisiert und pluralisiert gewordenen Kultur liegt dabei zugleich die Deutung nahe, dieses *Heilige als menschliche Konstruktion* zu durchschauen. Das Heilige ist eben offensichtlich ein Humanum in *diesem* Sinne. Es ist insofern ziemlich unheilig und durch und durch Vorstellung von Menschen. Mit ihm wird radikale Vergangenheit inszeniert und damit ist auch Vergänglichkeit mit aufgerufen, mit ihm wird radikale Zukunft inszeniert und damit ist aber auch der Gegensatz

zum jeweiligen zukünftigen Ende im Versterben des Lebewesens Mensch mitgeführt.

2. Die Spannung zwischen der Erfahrung von Endlichkeit und dem Preisen des Lebens

Von all dem schwingt etwas mit im Predigttext des heutigen Tages. Ein Abschnitt aus dem zweiten Brief des Paulus an die Korinther. Eine Passage, die freilich zusätzlich einen bestimmten Ton anstimmt (2 Kor 4, 15-18):

[15] Denn es geschieht [so schreibt Paulus an seine Leute in Korinth] alles um eurer willen, auf dass die Gnade durch viele wachse und so die Danksagung noch reicher werde zur Ehre Gottes.

[16] Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.

[17] Denn unsre Bedrängnis, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit,

[18] uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Das Bewusstsein um die menschliche Sterblichkeit ist da mitausgedrückt: Materialermüdung, der Körper zerfällt. Aber in dieser christlichen Deutung bekommt der Zukunftsbezug dennoch gerade nicht einen melancholischen Klang. Denn der Schreiber sieht ein *Mehr anstatt eines Weniger*. Hier wird ein Fortschritt aufgerufen: Mit tagtäglichem Wachsen und Reicher-Werden; von Erneuerung statt Alterung ist da die Rede. Dem entspricht ein Danksagen und ein Vorausblicken auf Herrlichkeit. Wie auf einem Fest: Hier wird *das Leben gepriesen*.

Lobpreis des Fortschritts ist ja ein verbreitetes Phänomen. Gerade auch an der Universität, die doch in der Forschung geradezu genau dazu da ist, Fortschritte zu produzieren. Diese Art Fortschritt lässt sich dann eindeutig und einlinig feststellen, weil dabei auf das Wissen der *Menschheit* an sich abgehoben wird. Ein großartiger Fortschritt, der für viele Bedeutung haben kann. Allerdings wird von der Erfahrung der *einzelnen Menschen* dabei abgesehen. Nur darum kann das Bewusstsein um das Weniger werden in der persönlichen unmittelbaren Endlichkeit beiseitegesetzt werden. An der hält hier Paulus allerdings fest. Und damit entsteht eine *Spannung* zwischen der Endlichkeit und dem Preisen des Lebens. Die Vokabeln von Müdigkeit, einem Verfallen, der Bedrängnis, allesamt Phänomene der Endlichkeit, laufen bei seiner Kennzeichnung von Fortschritt mit. Es geht in diesem Preisen des Lebens sehr wohl darum, dieses Alles als die eigene Situation weiterhin wahrzunehmen, mehr noch: es *auszuhalten*. Aber zugleich wird es verknüpft mit Prozessen, in denen für das Leben „danke“ gesagt wird und eine Herrlichkeit als neu geschaffen erfahren wird. Es geht – um es auf einen modernen Begriff zu bringen – um *Resilienz*. Es geht um ein Leben, dass das Betroffen sein

durch Phänomene der Endlichkeit aushält und doch weiterleben mag und erwartet, Freude zu erfahren.

3. Das Heilige als Humanum II

Die *Aufgabenstellung* ist eine, die sich jedem Menschen in seiner *Endlichkeit* stellt, spätestens dann in aller Schärfe, wenn sich die eigene Endlichkeit nicht mehr beiseiteschieben lässt. Und es ist naheliegend, zur Bearbeitung der Aufgabe, anzufangen zu unterscheiden. Die Vokabeln, die aus der griechischen Philosophie herkommen (aber ähnliche Gedanken gibt es auch anderswo), tauchen hier bei Paulus auch auf: die Unterscheidung von „äußerem“ und „innerem Menschen“, von „sichtbar“ und „unsichtbar“, von „zeitlich“ und „ewig“. Es klingt fast so wie in der Tradition von endlichem Körper und ewiger Seele. Das Aushalten, so ein *gängiger Lösungsversuch*, wird leichter, wenn man das Körperliche abwertet bzw. wenn man versucht, das Gefühlshafte in dem Betroffenen sein durch den Schmerz der Endlichkeit nicht an sich ranzulassen oder zu übertönen. Oder in der religiösen Variante sich rauszubeamen schon jetzt in eine andere jenseitige Phantasiewelt. Die Strategie ist soweit eine, die Seele oder die Gefühlsbeherrschung zu verherrlichen oder das Jenseits. Da wird das Heilige verortet.

Was ist es, was bei *Paulus* das Aushalten der Endlichkeit und das Preisen des Lebens bestimmt? Der Darstellung des Paulus nach hängt es ebenfalls an einer *bestimmten Deutung des Lebens*. Wie sieht diese aus? Auf die Spur bringen uns die ersten Worten des Abschnitts: „Denn es geschieht alles um euretwillen“. Spricht er hier von sich selbst? Oder meint er mehr? Aufgerufen wird eine *Erfahrung von Zuwendung*, Und diese Zuwendung ist, so wird dann klar, ist eine, die für Paulus *aus dem Heiligen* kommt. Sie erneuert den Menschen. Der Preis, die Danksagung dafür gilt *Gott*, seiner Ehre und Herrlichkeit. Diese Herrlichkeit des Heiligen besteht in der Zuwendung – mit den Vorstellungen menschlicher Zuwendung ist sie bebildert. Und damit bekommt die *Formel „Das Heilige als Humanum“ einen anderen Sinn*. Es ist nicht mehr gemeint als ein Heiliges, das sich als menschliche Selbstproduktion durchschaut am besten erfasst wäre. Aber auch nicht eines, das sich auf eine Seeleninstanz oder eine Jenseitswelt fokussiert. Die Pointe liegt vielmehr darin, dem Heiligen als etwas von der Art wie menschliche Zuwendung zu begegnen. Es wird erfahren als ein liebendes, ein helfendes Heiliges. Als eines, das *zur Humanität ermutigt*. Es zielt darauf, die Menschlichkeit des Menschen hervorzubringen.

Das ist ja der *Kern des christlichen Glaubens*: Das Vertrauen darauf, *dass das ganz Andere*, das Ewige, das prinzipiell Unsichtbare sich entpuppt *als eines, das in die Menschlichkeit des Menschen eingeht, das Mensch wird*. Der christliche Glaube lebt aus Erzählungen, die das Heilige so darstellen.

4. Das große biblische Bild und der christliche Schlüssel des Glaubens

Diese Erzählungen müssen nicht selbst vom Himmel gefallen sein und buchstabengetreu inspiriert behauptet werden, sie sind historisch entstanden, geschaffen. *Die Bibel zeichnet ein großes Bild von der Zuwendung Gottes.* Die Menschen sind darin eingebunden, in einen Garten Eden, wie er sich auf diesem Planeten im All entwickelt hat, von den Uranfängen aus Lichtenergie und Materie über die Pflanzen und Tiere im kosmischen Rhythmus, sie sind eingebunden in die Vielzahl der Völker auch mit ihren je anderen Deutungen des Heiligen, und da ist die Zuwendung von der Art eines Bundeschlusses (du gehörst mir und ich gehöre dir) inklusive Geschichten der Enttäuschung und dennoch der Bewahrung. Und dieses Muster sehen die Christen in einer weiteren Variante und zugleich insoweit unübertroffenen Zuspitzung in dem endlichen Leben Jesu Christi – bis dahin, dass Gottes Jenseits zu Endlichkeit und Sterblichkeit auch in ihn eingeht (Ostern eben). Dies wird in der christlichen Erzählung paradigmatisch als Ursprung des Einbezogen Werdens verstanden, wie es jedem Menschen offensteht und worauf der christliche Glaube vertraut. Gelebt wird es als ein Leben, das die Vergangenheit im Gedächtnis behält und in die Zukunft blickt – dies alles in einer Art von *Aushalten und Gestalten*. Das *Aushalten* der Endlichkeit mitsamt ihren Leiden wird darin gewürdigt, ohne verherrlicht zu werden, dass es zur Zuwendung des Heiligen, wie sie in Jesus Christus begegnet, selbst dazugehört. Das gibt dem *Gestalten* einen Charakter als Preisung des Lebens als der in Gottes Zuwendung geschaffenen Welt mitten in Endlichkeit und Sterblichkeit. Es ist ein Handeln in aller Endlichkeit und Sterblichkeit und wird in der Wertschätzung dessen human.

Die *Predigtreihe* der Gottesdienste hier in der Schlosskirche in diesem Semester versucht, diese Perspektive durchzudeklinieren: Wie die Humanität von Freiheit, Verstehen, Liebe, Achtsamkeit in der Perspektive christlichen Selbstverständnisses gestaltet wird. Wie Singen und Beten und Rituale zu begehen dabei Möglichkeiten hilfreichen humanen Selbstausdrucks sind. Wie Erkennen und Interpretieren und Kultivieren dazu gehört. Und wie die Erfahrung der Zuwendung des Heiligen, des Sich-Begeistern-Lassens, des Sich-Vorfinden in Gottes Lebensraum, des Mutig-gemacht-Werdens impliziert sind. Von daher im *Gottesdienst* das Singen und Danken als Ausdruck der Freude – und: Taufe und Abendmahl zu begehen feiert die Zuwendung Gottes in Christus mit symbolischer Sinnlichkeit. Das Beispiel des Menschen *Jesus von Nazareth*, fusioniert mit der durch ihn und an ihm sichtbar gemachten Zuwendung Gottes, wird dabei also für die christliche Religion zum *Schlüssel*, zum Schlüssel der Humanität, wie sie aus den Bildern und Erzählungen des Heiligen zufließen kann.

5. Die Worte des Paulus

Hören wir noch einmal in diese Passage des Zweiten Korintherbriefs hinein. Ich setze dabei zusätzlich mit einigen Versen davor ein.¹ Denn diese können den Hin-

¹ Die Verse 6 bis 14 sind zu einem guten Teil nach der Übersetzung des Textes in: Thomas Schmeller, Der Zweite Brief an die Korinther (EKK VIII,1 2 Kor 1,1-7,4), 2010, wiedergegeben, die Verse 15-18 wie auch eingangs nach der Lutherbibel 2017.

tergrund seines Preisens des Lebens mitten in der Endlichkeit weiter verdeutlichen:

[6] Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes – in dem Angesicht Jesu Christi.

[7] Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass das Übermaß der Kraft aus Gott sei und nicht von uns.

[8] Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber nicht in die Enge getrieben. Wir zweifeln, aber verzweifeln nicht.

[9] Wir werden verfolgt, aber sind nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.

[10] Immer tragen wir das Sterben Jesu an unserm Leib, damit das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch.

[11] Denn wir, die wir leben, werden tagtäglich in den Tod übergeben um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu offenbar werde an unserm sterblichen Fleisch.

[12] So ist nun der Tod mächtig in uns [spielt auf seinen einigen körperlich Zustand und riskantes Leben an], aber das Leben in euch [seine Gemeinde in Korinth].

[13] Weil wir aber denselben Geist des Glaubens haben, wie geschrieben steht (Psalm 116,10): »Ich glaube, darum rede ich«, so glauben wir auch, darum reden wir auch;

[14] denn wir wissen, dass der, der den Herrn Jesus auferweckt hat, wird uns auch auferwecken mit Jesus und wird uns vor sich stellen samt euch.

[15] Denn es geschieht alles um euretwillen, auf dass die Gnade durch viele wachse und so die Danksagung noch reicher werde zur Ehre Gottes.

[16] Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.

[17] Denn unsre Bedrängnis, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit,

[18] uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Ein Schatz in irdenen Gefäßen. In der Sterblichkeit das Leben preisen.

Freiheit besingen: Jes 42, 10-12

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

29. April 2018, 4. Sonntag nach Ostern: Kantate

Liebe Gemeinde,

die akademische Welt setzt auf Begreifen und auf Begriffe – und sie muss auf das Begreifen setzen, sonst verliert sie ihre Objektivität und damit ihre Maßstäbe und ihre Diskursfähigkeit, und sie muss sich in die Grenzen der Begriffe fügen. Auch die Bonner Schloßkirche mit ihren Gottesdiensten und dem altpreußischen Bildungsauftrag des Universitätspredigers gehört zur akademischen Welt. Aber dieser Raum, so sehr er mit seiner Helligkeit und Klarheit **auch** das Begreifen anregt, stellt zugleich einen Überschuss dar, ganz anschaulich und spürbar mit seiner wunderbaren Atmosphäre, ein Eindruck, der über Begreifen und Begriffe hinausführt. Denn dies ist ja die andere Erfahrung, jenseits der Wissenschaften und lange, bevor sie als moderne Institutionen entstanden sind: Was Menschen bewegt, so sehr, dass sie es besingen, das hat sie längst **ergriffen**, das bewegt sie in ihrem Herzen, ehe sie es zu **begreifen** beginnen.

So fügt es sich gut, dass der Sonntag Kantate uns gleich im zweiten Schritt der akademischen Predigtreihe über das **Heilige als Humanum** zu der Erkenntnis führt, dass alles Menschenleben seinen wahren Reichtum, ja seine exzellente Qualität aus Quellen und durch Kräfte empfängt, die wir nur unzureichend *begreifen*, wohl aber lebendig erleben, bewundern und besingen, Quellen und Kräfte, die die Menschheit eben deshalb seit jeher als heilig verehrt, weil sie dem Zugriff der Vernunft nur ansatzweise zugänglich, im Letzten aber entzogen sind: Hoffnung, Vertrauen, Liebe und wohl auch „Freiheit“.

Das Thema Freiheit bringt jedoch gleich eine erhebliche Schwierigkeit mit sich. Zwar ist Freiheit zweifellos ein Humanum, ein unverzichtbares Merkmal menschlicher Existenz, zumal in der modernen Welt; zahlreich und durchaus berechtigt sind die Klagen über Freiheitsentzug und Einengung von Freiheit unter Missachtung von Recht und Gerechtigkeit. Aber zugleich ist die Skepsis verbreitet, der Mensch sei zu einem verantwortungsvollen Umgang mit Freiheit gar nicht fähig. Auch unter Christen sind diese Vorbehalte weit verbreitet, so weit, dass wir im evangelischen Gesangbuch kaum Lieder finden, die die Freiheit ausdrücklich positiv besingen. Besonders die ernsthaften Dichter des älteren Pietismus, in der Zeit nach dem 30jährigen Krieg, suchen die Freiheit nicht auf Erden, sondern im himmlischen Reich, jenseits der Erde. Das muss nach den schrecklichen Erfahrungen des 17. Jahrhunderts auch kaum verwundern. Aber auch das frische Eingangsglied aus unseren Tagen: „Kommt herbei“ besingt nicht die Freiheit als solche, als Merkmal menschlicher Existenz, sondern den Befreier: „Kommt herbei, singt dem Herrn, ruft ihm zu, der uns befreit.“ – und äußert dann einige kritische

Gedanken über die Fähigkeit des Menschen, mit der Freiheit, mit ihren Möglichkeiten umzugehen.

Liebe Gemeinde!

Von Einigkeit und Recht und Freiheit wird heute in nationalen Hymnen gesungen, nicht in christlichen Liedern, christliche Lieder besingen den Befreier, Gott – und diese Tradition, Gott als den Befreier zu besingen geht auf die Geschichte Israels zurück, so auch in dem Prophetenwort, das das Thema „Freiheit besingen“ für die Predigt heute biblisch grundiert und illustriert: Jes. 42, 10-12

[10] Singet dem HERRN ein neues Lied, seinen Ruhm an den Enden der Erde, die ihr auf dem Meer fahrt, und was im Meer ist, ihr Inseln und die darauf wohnen!

[11] Ruft laut, ihr Wüsten und die Städte darin samt den Dörfern, wo Kedar wohnt. Es sollen jauchzen, die in Felsen wohnen, und jubeln von den Höhen der Berge!

[12] Sie sollen dem HERRN die Ehre geben und seinen Ruhm auf den Inseln verkünden!

Ähnliche Aufforderungen, ein Neues Lied zu singen, finden sich vergleichbar in verschiedenen Psalmen, in Ps 98 etwa: Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder. Unser katholischer Kollege Ulrich Berges, kundiger Ausleger des Deuterjesaja-Buches vertritt die einleuchtende These, dass nicht der zweite Jesaja die Psalmen zitiere, dass sich vielmehr die Dichter der Psalmen dem Befreiungsjubel der aus Babylon Erretteten angeschlossen hätten, dass die Psalmen also den Propheten zitieren, der den aus dem Exil befreiten Israeliten Wort und Stimme gegeben habe. Wie dem auch sei, bemerkenswert an dem Prophetenwort ist zweierlei: **Die Freiheit ist eine Gabe Jahwe Zebaoths und die Freiheit, die Jahwe Zebaoth schenkt, gilt weltweit**, der Jubel soll von den Enden der Erde kommen und von den Inseln und auch noch von Kedar, von den Nomadenstämmen im Süden Israels. Die Freiheit, die Gott schenkt, ist ein Geschenk **für alle Menschen**, dies ist die weltbewegende und weltverändernde Überzeugung des Propheten, die sich über die Jahrhunderte erhalten und immer weiterverbreitet hat. Und die Ausgestaltung, die der Prophet der Freiheitsidee Gottes gibt, überzeugt von der Besonderheit und Schönheit dieser Freiheit – und hat zu ihrer Verbreitung beigetragen: Jes 42, 5-9

[5] So spricht Gott, der HERR, der die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk auf ihr den Atem gibt und Lebensodem denen, die auf ihr gehen:

[6] Ich, der HERR, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand. Ich habe dich geschaffen und bestimmt zum Bund für das Volk, zum Licht der Heiden,

[7] dass du die Augen der Blinden öffnen sollst und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen und, die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker.

[8] Ich, der HERR, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen.

[9] Siehe, was ich früher verkündigt habe, ist gekommen. So verkündige ich auch Neues; ehe denn es sprosst, lasse ich's euch hören.

Wird mit dieser Deutung aber nicht das Humanum Freiheit der Übermacht des Heiligen unterstellt, ja unterworfen? Wehren sich die Gedanken an die Freiheit nicht gegen alle Beschränkungen durch das Heilige, durch Gott? Dagegen spricht in diesem Prophetenbuch die Charakterisierung des Boten, den Gott schickt, um die Freiheit zu verkünden:

Jes 42,1-4

[1] Siehe, das ist mein Knecht, den ich halte, und mein Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen.

[2] Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen.

[3] Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus.

[4] Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Recht aufrichtet; und die Inseln warten auf seine Weisung.

Viele Christen haben gemeint, der Prophet spreche hier von Jesus Christus, das ist nach historisch-kritischer Rationalität nicht möglich, sicher aber wird mit diesen Worten die Einwirkung des Heiligen auf das Humanum bezeichnet, wie sie auch und besonders durch Jesus von Nazareth geschehen ist: In Treue trägt er das Recht hinaus – und bewirkt so Freiheit durch gemeinsame Verantwortung unter den Menschen.

Liebe Gemeinde,

sind solche Gedanken von der universalen Zuwendung Gottes zu allen Menschen der Bildwelt Martin Luther nicht weit voraus, so wie wir sie vor der Predigt gesungen haben: „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd' mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren“? Keineswegs! Luthers Gedanken sind kein Rückschritt, sondern ein Schritt weiter in Richtung individueller Freiheit in individueller Verantwortung. Der zweite Jesaja rief sein Volk dazu auf, den Befreier Israels zu preisen, der das Volk aus der Gefangenschaft herausgeführt hatte, den einzelnen konnte der Prophet noch gar nicht im Blick haben. Martin Luther aber drängte auf die Befreiung des Gewissens aus der geistigen Gefangenschaft, verkündete den Freispruch des einzelnen von Sünde und Schuld, und er bereitete damit das moderne Verständnis von Freiheit eigentlich erst vor, wie es in der aufgeklärten Geisteswelt des Abendlandes ganz selbstverständlich verstanden wird: Freiheit ist die Freiheit des Einzelnen zur Selbstverantwortung und Selbstbestimmung.

Aber diese Freiheit des einzelnen ist eine gefährdete, eine riskante Freiheit bis auf den heutigen Tag. Und deshalb muss es nicht wundern, dass auch die neueren Lieder im Evangelischen Gesangbuch Lieder von Sehnsucht nach Freiheit sind,

und dass darüber gestritten wird, in welchen Liedern die Freiheit besungen werden kann. An einen solchen Lieder-Streit will ich erinnern, der die evangelische Kirche in Deutschland vor fünfzig Jahren beschäftigte: Der Streit um das Lied „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“. Im Lied EG 360 „Die ganze Welt hast Du uns überlassen“, mit dem Kehrreim: „Gott schenkt Freiheit, seine größte Gabe, gibt er seinen Kindern“ ist zwar vom Geschenk der Freiheit die Rede, aber die Skepsis überwiegt: „Wir wollen leben und uns selbst behaupten, Doch deine Freiheit setzen wir aufs Spiel. Nach unserm Willen soll die Welt sich ordnen. Wir bauen selbstgerecht den Turm der Zeit.“

Ich kannte dieses Lied nicht, schon gar nicht die abgedruckten Melodien und habe es erst gefunden durch die kleine Notiz unter EG 663 „Herr, Deine Liebe ist wie Gras und Ufer“, das wir nach der Predigt singen werden, mit der zweiten Strophe: „Wir wollen Freiheit, um uns selbst zu finden, Freiheit, aus der man etwas machen kann. Freiheit, die auch noch offen ist für Träume, wo Baum und Blume Wurzeln schlagen kann“. Ein zeitgeschichtlich interessanter Vorgang, den man in einem akademischen Gottesdienst gewiss erwähnen darf: Ein Lied, 1965 von einer deutschen Schriftstellerin, Christa Weiß, in deutscher Sprache geschrieben, und von Rudolf Simoneit in Töne gesetzt, 1968 von zwei schwedischen Künstlern, Anders Frostenson und Lars Ake Lundberg in eine schwedische Fassung umgeformt *Güds chärlet är som stranden och som gräset* - und 1970 von Ernst Hansen ins Deutsche zurückübertragen: „Herr, Deine Liebe ist wie Gras und Ufer“. Die Auseinandersetzung der Nachkriegsgenerationen in Deutschland mit der Kriegsschuld spiegelt sich in der Diskussion über dieses Liedes: Vom Schuldbewusstsein zu neuem Selbstbewusstsein, mit Hilfe von Christen aus einem Land, das seine Neutralität bewahren konnte, Schweden, und für viele zum Zufluchtsort wurde, ein Lied wie ein Freispruch aus dem Norden.

Ich erinnere mich noch gut an meine Schul- und frühe Studienzeit, als über „Herr, Deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ als zu naturverliebt und zu wenig christlich kritisch gesprochen wurde. Ich habe die schlichte Melodie geschätzt und gerne zugestimmt, wenn Brautpaare dieses Lied für ihre Trauung ausgewählt haben. Für mich führte die Weite der Melodie immer wieder hinüber zu den weltweiten Befreiungs-Gedanken des Propheten – und eine Freiheit zuzusprechen, „aus der man etwas machen kann“, das ist doch ein Wort der Zuversicht für den gemeinsamen Lebensweg eines Brautpaares genauso wie für jede christliche Gemeinde.

Und so segne uns der Geist Gottes, der unsere Freiheit Tag für Tag zu gestalten hilft durch Jesus Christus, unsern Herrn – und sein Wort. Amen.

Beten ohne Unterlass: Kol 4,2-6

Studierendenpfarrer Michael Pues, ESG Bonn

06. Mai 2018, 5. Sonntag nach Ostern: Rogate

Was sonst noch zu sagen wäre... Wir sind beim Punkt „Verschiedenes“ des Kolosserbriefes angekommen. Diesem kleinen, gut überschaubaren Brief und in Namen des Apostels Paulus und Timotheus geschrieben ist. Wo aber doch in der Exegese ein breiter Konsens zu verzeichnen ist, dass dieser Brief nicht von Paulus selbst stammen kann. Sondern in seiner Tradition geschrieben wurde. Wie auch immer: Der Brief geht an die Gemeinde in Kolossä. Damals eine Stadt in der Region Phrygien in „Kleinasien“, heutige West-Türkei. Eine hügelige, karge Landschaft. In der Nachbarschaft liegen andere Städte mit frühen christlichen Gemeindegründungen. Der Brief an die Kolosser. Nach den nur wenigen Kapiteln sind wir wie gesagt beim Punkt „Verschiedenes“ angekommen. Es werden genannt: Das Gebet. Dass man sich weise, also angemessen oder klug verhalten soll gegenüber anderen, die außerhalb der Gemeinde sind. Dass die Rede wohlklingend sein soll, mit Salz gewürzt. Und dass die Gemeindeglieder sich darauf vorbereiten sollen, wie man anderen Menschen auf ihre Fragen antworten kann. Ich möchte es hier nur kurz erwähnen: Da sind Gedanken für viele weitere Predigten, sie reizen mich sehr. Vor allem: dass unsere Rede wohlklingend und gut gewürzt sein soll. Was für ein wunderbarer Spannungsbogen. Wohlklingend und gewürzt. Eine großartige Zielvorstellung für die Predigt, für die Vorlesung, für das Parlament usw. Doch zurück zum Gebet. Darum soll es gehen, das ist das Proprium dieses Sonntages hier in der Schlosskirche.

Die Frage, was ich bete, wie ich bete, warum ich bete, hat für mich immens biographische Färbung. Da sind Erinnerungen an die früheste Kindheit. Meine Mutter, meine Oma. Wie sie bei mir am Bett sitzen, das Abendgebet sprechen. Sofort kommen Zeilen in meinen Sinn, Wortfetzen, Satzteile: Müde bin ich, geh zur Ruh ... lass die Augen dein über meinem Bette sein ... hab ich Unrecht heut getan ... Dein Gnad und Jesu Blut ... alle Menschen groß und klein ... kranken Herzen sende Ruh. Zutiefst in mir verwurzelte Zeilen, gesprochen mit meiner Mutter oder meiner Oma, abends kurz vor dem Einschlafen. Fast wie ein Mantra (am Anfang und am Ende wird die „Ruhe“ herbeigesehnt!). Und ich erinnere, wie ich nicht einschlafen kann, weil das Abendgebet vergessen wurde. Und dann sofort einschlafe, nachdem die wohl vertrauten Worte verklungen sind. Und eine andere Geschichte taucht auf, wenn ich mich zurück versetze in die Kind- und Jugendzeit. Ein Gebet auf einer Kinder- und Jugendfreizeit.

(Freier Einschub über eine Ferienfreizeit, in der das Haus in Holland abbrennt, in Windeseile ein großes Zeltlager organisiert wird, die Wettervorhersage schlecht ist, wir trocken die Zeltstadt aufbauen können, in einem Zelt sitzen, bevor die Kin-

der kommen, für gutes, trockenes Wetter beten – und in diesem Moment das Regenwasser auf das Zeldach prasselt und es dann zwei Wochen nahezu nicht mehr aufhört zu regen).

Wenn ich an diesen Moment kurz vor Beginn des Zeltlagers denke, sind die zentralen Fragen, die mich bis heute rund um das Thema Beten beschäftigen, alle da. Damals, in diesen Jugendfreizeiten als Jugendlicher, waren Menschen aus der Ev. Landeskirche und der Brüdergemeinde, also einer freien evangelischen Gemeinde miteinander unterwegs. Das hat darum funktioniert, weil wir uns gegenseitig respektiert haben in unseren unterschiedlichen Traditionen. Wir mussten uns immer wieder verständigen. Welche Art christlicher Lieder wollen wir singen? Wie häufig soll es eine Andacht geben? Und eben auch: Wie machen wir es mit dem Thema beten? Hier treten ja auch die Unterschiede zutage, je nachdem wie ich geprägt, religiös sozialisiert bin. Es sind diese fünf Fragen, um die meine Gedanken kreisen:

- Wann bete ich? Sind es feste Tage, Tageszeiten, Anlässe?
- Wo bete ich? In der Kirche, zu Hause. Und sonst?
- In welcher Form bete ich? Traditionell, vorformuliert oder gänzlich frei? Alleine oder mit anderen?
- Was ist der Inhalt meines Gebetes? Beklage ich mich, danke ich, bitte ich?
- Und was erwarte ich, wenn ich um etwas bitte?

Wie konkret rechne ich mit Konsequenzen? Wie gehe ich mit Enttäuschungen um?

Diese Fragen habe ich den drei Studenten des Masters of Ecumenical Studies gestellt. Dies ist ein breit aufgestellter, eben ökumenisch ausgerichteter Studiengang um viele Fragen der Theologie. Studierende aus der ganzen Welt sind für 2 oder 4 Semester zu Gast in Bonn. Studierende aus sehr unterschiedlichen Kirchen und Traditionen. Wir hören jetzt die Antworten von Matt Friesner, Yu Chen und Roberto Puggioni. Sie erzählen uns jeweils zu Beginn kurz, wo sie herkommen und zu welcher christlichen Gemeinschaft sie gehören. Die englischen Beiträge werde ich zusammengefasst übersetzen. So we start our short ecumenical journey with Yu.

My name is Yu Chen and I come from mainland China. My church is an independent underground Protestant church which is influenced mainly by Pietist tradition. My church teaches that the more prayers you do, the healthier you are in the spirit. So I get used to pray whenever I want. I pray both alone and with others, sometimes publicly in the church service. And my prayers are seldom preformulated. In the church community, we pray in almost every occasion of Christian gathering. With my family, I pray daily before meals and in our bible study sessions. I also pray with other Christians after an one on one pastoral conversation. I

can pray with others everywhere. It depends only on where we are doing the abovementioned things. But for my private prayer, I would like to find a private space which allows me to pray aloud, to use comfortable gestures, or to stay in dead silence just like I'm sleeping. For myself, I mostly pray for the inner strength and wisdom from God to overcome challenges. Sometimes I just praise God and sing to Him. I seldom pray for something. The only exceptions are when I am in the decisive moments of my life. My greatest expectation from my prayer is God's response, no matter how He does that. For all I want is to know that He is here and He does concern.

Soweit Yu aus China aus einer pietistischen geprägten Freikirche. Ich versuche zusammenzufassen: Je mehr Du betest, desto gesünder bist Du im Heiligen Geist. Er ist es gewöhnt, sehr häufig zu beten. Meistens frei. In der Gemeinde. In der Familie: vor dem Essen, vor dem Bibellesen. Mit anderen Christen nach einem seelsorglichen Gespräch. Es kann überall sein. Für sich sucht er einen geschützten Raum, um laut beten zu können oder auch still. Er erwartet Gottes Antwort, wie auch immer sie aussieht. Das ist das wichtigste, dass ER da ist, sich kümmert.

And know we turn to Roberto.

I come from Cagliari, the biggest city in, and capital of Sardinia, Italy. I belong to the Roman Catholic Church. Generally, I would say I usually pray in times of needs, but since there are always needs I think it is good to address them to God, from the most small superficial thing to the most important event in my life. Where do I pray? It happens in church during the service, but if I want or need to pray, I do it everywhere at any moment with a silent prayer. Best place though is usually at home, alone. My prayer is usually independent and I am alone. But sometimes I like to read Psalms, they are very helpful, but always alone, except when I am in church. I do not belong to any prayer group, for instance, although a few times it occurred that I have joined them. What is the content of my prayer? That can be really everything. It is usually asking for the necessary strength to face difficult situation, but implicitly it also asks to find ways to overcome them. What do I expect from my prayer? And what if it comes differently than thought? First, I expect to be heard, then I understand that the fulfilment of the prayer is another thing. Considering prayer as a relation with God, this can be fruitful enough for interior peace and to have peaceful relationships with others.

Roberto ist römisch-katholisch und kommt von Sardinien. Grundsätzlich betet er, wenn er, wenn er etwas braucht, wenn er ein Bedürfnis hat. Es kann etwas sehr Kleines sein bis hin zu den wichtigsten Ereignissen seines Lebens. Er betet für die Kraft, die er braucht, um durch schwierige Situationen hindurch zu kommen. Entweder in der Kirche, oder still überall. Meist doch allein, der beste Platz dafür ist zu Hause. Psalmen sind sehr hilfreich. Von Gott erwartet er, dass er ihn hört. Die Erhörung des Gebetes ist wieder etwas anderes. Gebet ist Beziehung zu Gott. So bekommt er inneren Frieden und versöhnte Beziehungen mit anderen.

Guten Morgen, mein Name ist Matthew Friesner und ich komme aus den Vereinigten Staaten, genauer aus Nebraska. Ich bin lutherisch und gehöre zur Evangelischen Lutherischen Kirche von Amerika. Gebet spielt eine zentrale Rolle in meiner Tradition und meinem Leben. Es gibt keine festgelegte Zeit für das Beten, obwohl wir preisen Gott miteinander in der Kirche, beten vor den Mahlzeiten und anderen traditionell bestimmten Zeiten. Gebet kann auch in alltäglichen Situationen stattfinden. Das heißt, dass Beten persönlich oder gemeinsam sein kann, vorformuliert oder nicht. Natürlich benutzen wir das Vaterunser und rezitieren wir das apostolische Glaubensbekenntnis, besonders während der Gottesdienste, aber in anderen Gebetszeiten, eigentlich zu jeder Zeit, kann Beten vielfältig erscheinen. Für mich ist die Wiederholung herkömmlicher Gebete hilfreich sowie persönliche Meditation. Meine Gebete umfassen Dankbarkeit, Überlegungen, und erbitten Anleitung sowie Verstand und Barmherzigkeit für die Welt und Menschen. Es gibt ein Element von Zeitlosigkeit und In-der-Zeit-Sein. Wenn ich bete, erwarte ich eine Gelegenheit mit Gott zu diskutieren und danken und auch mich auf mein Leben zu besinnen, um näher zu Gott zu kommen. Wenn ich fühle, dass es nicht gut läuft und ich mich mit Problemen abmühe, die nicht abgeschlossen sind, dann muss ich mich erinnern, dass Gebet nicht nur ein einmaliges Ereignis ist, sondern ein lebenslanges Gespräch und tiefgreifendes Geschenk.

Thank you so much for your contribution to this sermon. From time to time it is definitely necessary, to widen our own perspective. To realize, that christian life and practise cover an immense variety and diversity.

Ich versuche eine Zusammenfassung. Die Korinther sind aufgefordert: Seid beharrlich im Gebet. Also: Gebt nicht auf, auch wenn es sich manchmal sinnlos oder leer anfühlt. Entdeckt immer wieder neue Orte und Momente, an denen das Gebet wichtig wird. Es findet hier eben keine Eingrenzung auf einige wenige Orte oder Formen statt. Wir können nicht weit genug denken, nicht ökumenisch genug denken. Es kann, das Gebet muss aber nicht ausgesprochen sein. Es kann, aber es muss nicht mit anderen gemeinsam sein. Manchmal ist es vielleicht nur ein Gedankenblitz, ein Gefühl, ein kurzer Augenblick. Und doch bezogen auf den weiteren Kontext. Ausgerichtet zu dem, dem ich das alles verdanke. Und: Wacht in Danksagung! Betet für uns, die wir im Gefängnis sitzen! Hier geht es um eine Haltung. Und es geht auch um Inhalt. Nicht nur banale, einfache Bitten für das eigene Gelingen oder Vorwärtskommen. So ja manchmal die klischeehafte Verkürzung dessen, was Gebet sein soll. Es geht um eine grundlegende Haltung der Dankbarkeit. Das Denken an andere, die Fürbitte. Und das eben auch und gerade in schweren, dunklen Zeiten (siehe Gefangenschaft!). Weiten wir unsere Vorstellung vom Gebet aus. Nehmen wir es mitten hinein in unser Leben (In-der-Zeit-Sein hat es Matthew gerade genannt). Hinein in unser Denken, Fühlen und Handeln. Ich ende mit Worten aus einem Pop-Song. In der Popkultur gibt es überraschende, unverdächtige Entdeckungen. Tom Grennan ist ein gerade extrem aufstrebender Songwriter aus England. Er hat ein Lied geschrieben mit dem Titel „Praying“ – beten. Es hört sich für mich an wie ein Kommentar zu Kolosser 4.

I've been praying, for a brighter day.

I've been praying, trying to find my way. Cause time moves on and seasons change. Nothing ever stays the same.

Praying, I keep praying.

Ich habe für bessere Tage gebetet

Ich werde beten und versuchen, meinen Weg zu finden. Die Zeit bleibt nicht stehen und Jahreszeiten ändern sich. Nichts bleibt wie es war.

Beten, ich werde weiter beten.

Auf der Suche gehört werden: Psalm 27,1.7-14

Pfarrerin Birgit Rößle & Dipl.-Psychologe Markus Borgert

13.5.18, 6. Sonntag nach Ostern: Exaudi

Birgit Rößle:

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und von unserm Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

den ersten Teil des Psalm 27 mit Schlussvers haben wir bereits am Anfang des Gottesdienstes gebetet. Der heutige Predigttext besteht aus den Versen 1; 7-14. Ich lese sie vor.

[1] Von David.

*Adonaj ist mein Licht und meine Rettung – vor wem sollte ich mich fürchten?
Adonaj ist die Zuflucht meines Lebens – vor wem sollte ich erschrecken?*

[7] Höre, Adonaj, meine Stimme, ich rufe, und neige dich mir zu und antworte mir!

[8] Dir spricht mein Herz es nach: „Sucht mein Antlitz!“ Ja, dein Antlitz suche ich, Adonaj.

[9] Verbirg dein Antlitz nicht vor mir! Weise nicht ab in Wutschnauben, die zu dir gehören! Du bist mir zur Hilfe gekommen. Gib mich nicht auf, verlass mich nicht, Gott meiner Rettung!

[10] Sogar mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, Adonaj jedoch nimmt mich auf.

[11] Weise mir, Adonaj, deinen Weg! Leite mich auf geradlinigem Pfad um meiner Verleumder willen.

[12] Ja, Lügenzeugen sind gegen mich aufgestanden, man schnaubt: Gewalttat.

[13] Wenn ich nicht gewiss wäre, Adonajs Güte zu sehen im Land der Lebenden...

[14] Hoffe auf Adonaj, sei stark, fasse dir ein Herz! Hoffe auf Adonaj.

Gott ruft, Gott befiehlt sogar, sein Antlitz zu suchen – und der Beter oder die Beterin sucht es. Eine Gottes-Suche nach einem Gott, der ganz nah ist und doch unverfügbar bleibt. Der Beter oder die Beterin sucht Gott in Form des Gebets. Das Gebet an sich ist ein Glaubensbekenntnis. Ich bete zu Gott, suche ihn, rede mit ihm, fordere ihn, klage ihn an, WEIL ich an seine Wirkmächtigkeit glaube und sicher bin, dass er die Beziehung zu mir will und sucht. Es ist ein Gott, der im Leben mitgeht, den mein Leben etwas angeht und interessiert. Hier im Gebet kommt zusammen, was sich sonst der Logik als Gegensatz versperrt. Gott und der Mensch, Gott und die Welt, das Leidvolle wie das Schöne, das Böse und Gute. Im Gebet bekenne ich, indem ich die Gegensätze zusammenbringe, dass Gott alles umfängt, alles umfasst. Und schon im Sprechen des Gebets ist die erste Hilfe verborgen: es erlöst mich aus meiner Sprachlosigkeit. Wie oft, gerade wenn es hart auf hart kommt, finden wir keine Worte. Vielleicht, weil wir noch gar nicht begrei-

fen, was wirklich los ist und was wir fühlen. Vielleicht auch aus Scham oder weil wir nicht wissen, wem wir überhaupt das Geschehene und Gefühlte so ungeordnet erzählen können. Ein Gebet befreit mich aus dieser Sprachlosigkeit. Und so manchem mag in dem ungeordneten Reden zu Gott die Situation verständlicher geworden sein.

Markus Borgert: „Ungeordnetes Reden“

Gerne greife ich den letzten Satz auf und wandle diesen etwas ab: „Und so manchem mag in dem „**ungeordneten Reden**“ zu einem menschlichen Gegenüber die Situation verständlicher geworden sein.“ Weshalb greife ich gerade diesen Satz auf? In meiner Tätigkeit als Psychotherapeut bin ich ja im zentral auf den wechselseitigen Gebrauch des gesprochenen Wortes angewiesen. Im Gespräch versuchen wir ja gemeinsam ein Bild von der Lebenssituation bzw. dem Anliegen des Patienten zu erstellen. Dabei biete ich mich vor Allem als ein **hörendes Gegenüber** an. Patienten entschuldigen sich manchmal dafür, dass sie ihrer Meinung nach „ungeordnet“ oder chaotisch mit mir reden würden. Sie befürchten, dass ich das als Zumutung empfinden könnte. Ich kann meinem Gegenüber dann jeweils versichern, dass sie sich darüber keine Sorgen machen sollten. Ich könne Ihnen gut folgen. Bei Bedarf schlage ich vor, dass wir erst einmal Themen sammeln und diese dann zusammen ordnen können. Psychotherapieforschung will vor allem herausfinden welche Verhaltensweisen und Methoden für einen positiven Therapieverlauf förderlich sind. Man fand heraus, dass Patienten, die von solchen Gesprächen profitieren, anders sprechen als jene, die weniger oder gar nicht profitieren. Die erfolgreichen Patienten reden öfters ungeordnet, suchen nach Worten um sich auszudrücken. Der Redefluss wird öfters mal unterbrochen durch ein „ähm“ oder eine Pause. Es gibt mehr Wendungen und Unsicherheiten. **Diese Beobachtung kann so gedeutet werden:** Diese Patienten sprechen *von* sich und nicht *über* sich. Sie sprechen davon, wie sie ein Problem oder Thema empfinden, was es für sie bedeutet. Es sind mehrere Ebenen in ihnen berührt. Nicht nur der Intellekt, sondern auch die Emotionen, die Empfindungen. Ein Patient sitzt ja genau deshalb bei mir, weil er unter einem Thema leidet, verunsichert ist, mit seinem Latein am Ende ist. Er oder sie weiß noch nicht, wie es weiter gehen kann. Manchmal ist das der Beginn einer gemeinsamen, heilsamen Suchbewegung. Die passenden Formulierungen wollen noch gefunden werden. Der Sprecher betritt dabei regelmäßig inneres und äußeres Neuland. Inneres Neuland können neue Selbsterkenntnisse sein, äußeres Neuland das ausprobieren neuer, Verhaltensweisen. Wenn man es schafft damit innerlich in Kontakt zu sein, spiegelt sich das eben auch in der Art und Weise des Sprechens. Auch beim Beten hat man meiner Erfahrung mehr davon, wenn man nicht nur seine intellektuellen Seiten, sondern auch die Emotionen und Empfindungen mitsprechen lässt.

Birgit Rößle:

Der Psalm 27 ist **Teil einer Komposition**. Der Psalm 25 beginnt eine Reihe von Gebeten mit der Bitte um Erlösung. Sie steigern sich in ihrer Bedrängnis. Vor Gott werden existentielle Nöte mit Bitte um Hilfe ausgebreitet: Er soll aus Sünde, von Verfolgung und vor Verleumdung durch Feinde und von schwerer Krankheit und tödlicher Bedrohung retten. Psalm 29 ist die hymnische Mitte. Danach werden spiegelbildlich verkehrt die Nöte wieder in Dankgebeten aufgenommen. Mit Psalm 34 endet diese Komposition mit dem Dank für die Erlösung. Der Psalm selbst hat **zwei Teile**. **Der erste Teil** ist ein Vertrauenspsalm. Gott wird in der 3. Person angesprochen wie in einem Bekenntnis. Extreme Ängste werden erzählt. Mitten in der Angst wendet sich der oder die Beterin an Gott als mein Licht, meine Rettung, meine Fluchtburg. Durch Gott wird er oder sie furchtlos, traut sich, sich gegen die Angst, gegen die Feinde zu wehren. Das Vertrauen befreit aus der Starre und Ohnmacht und gibt Kraft zum Widerstand.

Markus Borgert: „Vertrauen“

„Das Vertrauen befreit aus der Starre und Ohnmacht und gibt Kraft zum Widerstand“. Das bestätigt die Praxiserfahrung und die Forschung. Eine vertrauensvolle therapeutische Beziehung ist oft wichtiger als die angewandte therapeutische Methode. Ich bin immer wieder dankbar über das mir entgegengebrachte Vertrauen meiner Patienten. Es ist wunderbar mitzubekommen, wie es unter guten Bedingungen wächst und gedeiht. Selbst wenn Menschen in Ihrer Biografie schwere Vertrauensverluste erfahren haben, die meisten Menschen wollen wieder lernen zu vertrauen. Sich jemanden anzuvertrauen der einem zugewandt und nicht direkt bewertend zuhört, schafft offenbar günstige Wachstumsbedingungen für mehr Vertrauen in sich selbst und andere.

Birgit Rößle

Unser Predigttext ist ein Bittgebet. Gott wird direkt mit DU angesprochen. Hier geht es nicht mehr um das, was Gott bereits getan hat. Die Antwort Gottes steht noch aus. Der Beter oder die Beterin nimmt Gott beim Wort und wiederholt die Aufforderung aus dem Amosbuch: „Sucht mein Antlitz!“ Gottes Namen ist „unserer Hilfe“. Das hebräische Wort ist auch im 2. Kapitel von Genesis, wo Gott ein Gegenüber will. Und eine Hilfe erschafft. Gott ist ein Gegenüber, bei Gott ist Hilfe und Beziehung. Die Situation hat sich geändert. Jetzt droht dem Beter oder der Beterin ein **Rechtsverfahren**. Wir hören von Verleumdung, Lügen- und Gewaltzeugen. Der Beter oder die Beterin fühlt sich alleingelassen. Selbst Vater und Mutter sind nicht für ihn oder sie da. Aber Gott. Gottes Befehl „Sucht mein Antlitz!“ hilft ihm oder ihr aus dem Alleinsein, dem Verlorensein heraus. Er klagt kämpferisch die Erfahrung und Bewährung des Vertrauensbekenntnisses der ers-

ten Verse ein: ‚Zeig Gott, dass Du wirklich so bist. Ich weiß es doch.‘ Vielleicht wird auch deshalb so oft der Name Gottes genannt: nach altorientalischem Verständnis ist im Namen auch seine Macht benannt. Gott wird als der gerufen, der helfen kann, als der „Ich bin da“.

Markus Borgert: „Ich bin da“

„Ich bin da“ Ich ergänze: „Du bist da“, „Wir sind da“. Wir Menschen sind ja vor allem sogenannte „Bindungswesen“. Die Bindungsfähigkeit ist eine angeborene Fähigkeit von uns. Als Bindungswesen lebt der Mensch eben nicht nur vom Brot allein. In diesem Zusammenhang erinnere ich gerne an die Bedeutung des Begriffs „Religion“: Rückbindung.

Birgit Rößle:

Der Beter oder die Beterin bittet um **Wegweisung**. Hier klingt die Tora an. Gott soll den Weg zeigen. Es ist lebenswichtig. Und zwar im hier und jetzt, im Land der Lebenden.

Markus Borgert: „Bitte um Wegweisung“

Im Rahmen von Beratung kann die Bitte um Wegweisung sowohl explizit als auch implizit im Raum stehen: Da zeigt sich zum Beispiel, dass hinter der Angststörung eines Patienten die Frage steht: „Soll ich mich trennen oder an der Beziehung festhalten?“ Besonders wenn man für einen Partner noch positive Empfindungen hegt, lässt sich diese Frage meist nicht leicht beantworten. Ein Ansatzpunkt in der Beratung ist beim „Thema Wegweisung“ einen Schritt zurückzutreten, in der gemeinsamen Reflexion Abstand zu dem Thema gewinnen. Abstand zu gewinnen zu einer Entscheidungssituation, die gerade nur zwei Alternativen zu kennen scheint. Der Blick ist verengt das Herz fühlt sich traurig oder dramatisch an. Manchmal kann da die Geschichte von einem Schüler des Sokrates für mehr seelische Lockerung sorgen: Der Schüler bat den mit Xantippe verheirateten Sokrates um einen Rat: Sokrates, meine Freundin denkt jetzt nach einem Jahr Beziehung daran zu heiraten. Ich frage mich, soll ich sie heiraten, oder nicht? Sokrates denkt kurz nach und erwidert: Heirate Sie, heirate Sie nicht, Du wirst es auf jeden Fall bereuen.“ **Leitfrage für mich ist dann:** Wie kann ich jemand dabei unterstützen von einer „**Lage-Orientierung**“ und die scheint oft ausweglos in eine „**Lösungs-Orientierung**“ zu gelangen? Gibt es wirklich nur zwei polarisierende Wahlmöglichkeiten? Krieg oder Frieden? Wie sähe eine dritte oder sogar vierte Option aus? Abrüsten oder friedliche Koexistenz? Apropos friedliche Koexistenz: Wer hätte es zur Zeit der Religionskriege für möglich gehalten, dass im Jahre 2018 in der Bonner Schlosskirche Protestanten und Katholiken und andere von Hause aus

friedliebende Gläubige sich gemeinsam in der Schlosskirche zusammenfinden können. Wir leben ja offenbar in dem Spannungsfeld von Suchen und Finden. Dabei sind wir existentiell darauf angewiesen uns regelmäßig zu orientieren und gegenseitig zu unterstützen. Mal mehr und mal weniger.

Birgit Rößle:

Eine frohe Botschaft: egal, was passiert: die Güte und die Hoffnung haben das letzte Wort. „Hoffe auf Adonaj, sei stark, fasse dir ein Herz! Hoffe auf Adonaj.“ Der Beter oder die Beterin weiß den Weg. Er oder sie kann wieder aufstehen, sich wehren, für sein oder ihr Recht kämpfen, weiß sich nicht allein. Hoffnung ist eine Haltung, die sich in Beziehungen bewähren muss. Sie ist angefüllt mit Erfahrung und Wunsch. Gebete sind gute Tagesbegleiter. Eine Frau erzählte mir, dass sie den ganzen Tag mit Maria spricht. Sie dankt für den Morgen, sie schimpft mit ihr, wenn sie nicht genug auf sie aufgepasst hat, sie erzählt, fragt um Rat. Eine andere meinte, dass sie selbst auf dem Weg zum Aldi denkt: „ach, jetzt könntest du ja eigentlich beten“. Solche Aussagen berühren mich, weil ich um die Macht des Gebetes weiß und der Wirkmächtigkeit des Gebets vertraue. Die ständige Übung darin hilft sicher, dass man dann in der Not Worte findet, wie man sie Gott zu Gehör bringen kann mit der Bitte um Hilfe. Gottes Geist möge uns allen die Worte zur rechten Zeit geben.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Begeistert werden: 1 Kor 2,1-12

Wiss. Mit. Daniel Rossa & Dr. Matthew Robinson

20.05.2018, Pfingstfest

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe Schlosskirchengemeinde,

(1.) Heute feiern wir den wohl vitalsten Wesenszug Gottes: Während die Lehren von Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gottes Dreieinigkeit ja doch einen stark dogmatisch-theoretischen Zug aufweisen, ist die Rede vom Heiligen Geist immer irgendwie schwanger mit Leben (vgl. Lk 1,35). Man könnte auch sagen: Sie markiert die Orte, Momente, Erfahrungen und Situationen, in denen wir in unserem Leben Gott zu spüren glauben. Sie ist Rede vom Leben und Spurensuche: Suche nach Spuren des Geistes in unserem Leben. Deshalb gibt es sie nur als „Phänomenologie des Geistes“ (Hegel). Reichhaltig geben die Strophen der bisher gesungenen Lieder, die gehörten biblischen Lesungen und die gesprochenen Gebete davon Zeugnis. Sie zeichnen eine solche mannigfaltige „Phänomenologie des Geistes“. Der Geist tritt in Erscheinung als:

„Tröster der Betrübten, Siegel der Geliebten, Geist voll Rat und Tat, starker Gottesfinger, Friedensüberbringer [...]“ (EG 135,2).

*„Der Geist des Herrn erfüllt das All
mit Sturm und Feuersgluten;
er krönt mit Jubel Berg und Tal,
er lässt die Wasser fluten [...]“ (EG 566,1).*

*„Der Geist des Herrn erweckt den Geist
in Sehern und Propheten [...]“ (EG 566,2).*

*„Der Geist des Herrn durchweht die Welt
gewaltig und unbändig;
wohin sein Feueratem fällt,
wird Gottes Reich lebendig“ (aus EG 566,4).*

Eine kaleidoskopartige Land- und Schatzkarte des Geistes tut sich uns in diesen Texten auf.

(2.) Innerhalb dieser ganzen Reichhaltigkeit einer „Phänomenologie des Geistes“ möchte ich in der Predigt heute Morgen mit Ihnen ein wenig spielerisch auf ein besonderes Phänomen blicken: Nämlich auf eine fruchtbare Spannung, die sich vielleicht am ehesten an der Mehrdeutigkeit kenntlich machen lässt, die das

deutsche Wort „Geist“ bereits selbst enthält: Während man etwa im Englischen zwischen „intellect“ und „spirit“ unterscheidet, weiß man bei der Rede von „Geist“ im Deutschen nie sofort, woran man ist: Handelt es sich um eine „Kopfsache“ oder um eine „Herzensangelegenheit“: Meint Geist die geistigen Fähigkeiten des Menschen oder eine bestimmte Atmosphäre und Gestimmtheit – so wie man etwa vom „Geist eines Hauses“ spricht, den man spürt. „Geist“ ist im Deutschen also ein „Teekesselchen“, ein Homonym: Ein Wort mit doppelter ja sogar mehrfacher Bedeutung: Denn landläufig spricht man ja auch bei Gespenstern von „Geistern“ (auch im Englischen: Da heißen sie „Ghost“) – und dann gibt es abgesehen von diesen drei Bedeutungen eben auch noch die Rede vom „Heiligen Geist“. Es ist bemerkenswert, dass im Deutschen „Geist“ nicht das einzige „Teekesselchen“ des religiösen Sprachspiels ist. Das zeigt ein erneuter Vergleich mit dem Englischen:

- Unser „Himmel“ zerfällt im Englischen in „sky“ und „heaven“, das meteorologische Firmament und das Jenseits bei Gott.
- Unser „Glaube“ vereint die im Englischen leicht zu unterscheidenden Worte „faith“ und „believe“: die vertrauensvolle Haltung des Glaubens einerseits und kommunizierbare Glaubensüberzeugungen andererseits.

Zu fragen wäre nun, ob es sich bei diesen religiösen „Teekesselchen“ um ein Phänomen der deutschen Sprache handelt, oder ob dieses Phänomen eine religiöse, vielleicht sogar speziell christliche Eigenart sprachlich abbildet. Für diese Frage ist es aufschlussreich, dass sich diese „Teekesselchen“-Struktur, wie sie besonders deutlich im Wort „Geist“ zum Ausdruck kommt, auch in unserem Predigttext in der Rede vom Geist bei Paulus angedeutet findet. Auch diese changiert nämlich:

(3.) *Zu Anfang* setzt Paulus die Rede vom Geist Gottes den geistigen Fähigkeiten des Menschen entgegen und rückt sie stattdessen in die Nähe von Gestimmtheit und Atmosphäre. Er spricht in Hinblick auf den Geist Gottes von Kraft (gr. *Dýnamis*) und von Gefühlregungen: Furcht, Zittern und Schwachheit in denen sich Geist als Kraft Gottes im Gefühlsumschwung bemerkbar macht. *Danach* unterscheidet Paulus jedoch in einem zweiten Abschnitt plötzlich zwei Logiken, zwei Geistigkeiten: Eine göttliche Weisheit und eine weltlich-menschliche Weisheit. Hier bekommt der Geist Gottes also bereits implizit eine geistig-intellektuelle Gestalt. Das steigert sich in einem letzten Abschnitt soweit, dass *schließlich* sogar der Geist des Menschen, seine Reflexivität, zur vorstellungshaften Struktur analogie für den Geist Gottes wird: Unter Geist Gottes stellt sich Paulus am Ende nämlich vor, wie Gott in sich geht, um seine innersten Beweggründe zu erkunden.

(4.) Hören wir mit diesen Vorüberlegungen im Ohr auf den Predigttext (1 Kor 2,1-12). Damit Sie die angedeuteten Verschiebungen noch besser mitbekommen, wird jeder der drei Abschnitte des Predigttextes von einer anderen Person gelesen:

[1] Auch ich, meine Brüder und Schwestern, als ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch das Geheimnis Gottes zu predigen.

[2] Denn ich hielt es für richtig, unter euch nichts zu wissen als allein Jesus Christus, ihn, den Gekreuzigten.

[3] Und ich war bei euch in Schwachheit und in Furcht und mit großem Zittern;

[4] und mein Wort und meine Predigt geschahen nicht mit überredenden Worten der Weisheit, sondern im Erweis des Geistes und der Kraft,

[5] auf dass euer Glaube nicht stehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.

[6] Von Weisheit reden wir aber unter den Vollkommenen; doch nicht von einer Weisheit dieser Welt, auch nicht der Herrscher dieser Welt, die vergehen.

[7] Sondern wir reden von der Weisheit Gottes, die im Geheimnis verborgen ist, die Gott vorherbestimmt hat vor aller Zeit zu unserer Herrlichkeit,

[8] die keiner von den Herrschern dieser Welt erkannt hat; denn wenn sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.

[9] Sondern wir reden, wie geschrieben steht (Jesaja 64,3): „Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.“

[10] Uns aber hat es Gott offenbart durch den Geist; [...] denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen Gottes.

[11] Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als allein der Geist des Menschen, der in ihm ist? So weiß auch niemand, was in Gott ist, als allein der Geist Gottes.

[12] Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, damit wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist.

– Soweit Paulus, liebe Gemeinde.

(5.) Es ließe sich nun exegetisch genau herausarbeiten, wie stark diese Bedeutungsverschiebung in der paulinischen Denklogik überhaupt ist und dass bei Paulus die Facette des Stimmungsumschwungs, die die Rede vom Geist Gottes als Kraft beschreibt, nicht als direkt im Widerspruch stehend zu seinen späteren Überlegungen gesehen werden muss, in denen er den Geist Gottes analog zur Struktur menschlicher Geistigkeit beschreibt. – Und natürlich erhebt die strukturanaloge Konzeption des „In-sich-Gehens“ des göttlichen Geistes zum „In-sich-Gehen“ des menschlichen Geistes nicht *per se* den menschlichen Intellekt zum Heiligen Geist selbst. Aber um solche Überlegungen geht es mir heute nicht, so dass ich diese Gedanken beiseitelasse.

(6.) Stattdessen möchte mit Ihnen weiter die sonderbare „Teekesselchen“-Struktur erkunden. Diese taucht nämlich erneut in der mittleren Partie der Lesung auf: Hier kommt dem Wort Weisheit eine doppelte Bedeutung zu: Weisheit Gottes und menschliche Weisheit der Welt werden unterschieden. Dazu nimmt Paulus Überlegungen aus dem vorherigen Kapitel des Korintherbriefes auf, in denen er klar sagt, dass die Weisen angesichts der Verbindung von Gott und Kreuzestod

„mit ihrem Latein“ – eigentlich mit ihrem Griechisch und Hebräisch – „am Ende“ sind. So fragt er im ersten Kapitel des Korintherbriefes:

[20] Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weisen dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht? [...]

[22] Denn die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit,

[23] wir aber predigen Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit (1 Kor 1,20.22f.).

Tod und unsterblichen Gott zusammenzudenken, Ohnmacht als Erweis der Macht oder Herrschaftsanbruch durch Hinrichtung des Herrschers: Das fällt nach Paulus weder den griechischen Philosophen noch den hebräischen Schriftgelehrten ein. Ein solcher Widerspruch will ihnen nicht in den Kopf. Das lassen die ausgetretenen, begrifflich streng ausdifferenzierten Bahnen ihres Denkens nicht zu. Für sie sind das unüberbrückbare Gegensätze, himmelweite Unterschiede. – Und was geschieden ist, das muss „bis zum bitteren Ende“, das muss „zum Verrecken“ geschieden bleiben.

(7.) *„Doch ihr, die echten Göttersöhne, Erfreut euch der lebendig reichen Schöne! Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken, Und was in schwankender Erscheinung schwebt, Befestiget mit dauernden Gedanken.“*² Denjenigen hingegen, denen der Geist Gottes geschenkt ist, denen verleiht er den Mut zusammenzudenken, „mit dauernden Gedanken“ zu verbinden, was herkömmlich nicht zusammengehört: „Äpfel mit Birnen“, ja sogar das, was zu verbinden widersinnig erscheint: Torheit und Weisheit, Tod und Leben, Hoffnung in aller Hoffnungslosigkeit, im Gekreuzigten des Auferstandenen an-sichtig werden. Denn die „Teekesselchen“-Logik des Geistes, ist eine andere als die Logik des Memory-Spiels. Memory folgt den immer gleichen Pfaden der Tautologie: Gleiches zu Gleichem, *„Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit“* (EG 331,1). Die „Teekesselchen“-Logik des Geistes hingegen spielt ein kreatives Memory, ein Memory mit ungleichen Karten, die doch Paare ergeben. – Ein solches Paar auf einem Kärtchen ausgeteilt, denn es gibt tatsächlich ein solches Memory-Spiel. Es heißt „gemischtes Doppel“.

² Johann W. von Goethe: Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil. Urfassung, hg. v. Erich Trunz, München 2010, 18f. (der HERR im Prolog im Himmel).



Das ungleiche Paar, was hier abgedruckt ist, besteht aus zwei völlig verschiedenen Bildern: Einmal aus einem zerlegten Modell des menschlichen Gehirns; ein andermal aus einem Foto eines hoch- kirchlichen Gottesdienstes. Beide Kärtchen gehören im Spiel deshalb zusammen, weil sie mit Worten beschrieben werden, die exakt die gleichen Buchstaben enthalten, von denen allerdings auch wieder zwei vertauscht sind: Links „Denkmasse“ und rechts „Dankmesse“. Ebenso gut hätte hier beide Male „Geist“ stehen können: geistige Fähigkeit und Heiliger Geist. „Geist“: Ein Wort in dem Verschiedenes zusammengebracht wird.

(8.) Sie mögen jetzt milde lächeln und diese ganze Spielerei mit „Teekesselchen“ und Memory zwar für eine kreative Idee halten, aber womöglich erscheinen Ihnen diese Überlegungen in Hinblick auf den Heiligen Geist doch eher „aus der Luft gegriffen“ – was gerade bei der Rede vom Geist, die ja auf Hebräisch und Griechisch „Hauch, Atmen, Wind“ bedeutet, gar nicht so abwegig wäre. – Doch auch in der ernsthaften Dogmatik steht gerade der Geist für die Verbindung von Verschiedenem:

- In der Trinitätslehre werden Vater und Sohn etwa von Augustinus im Geist als verbunden gedacht.
- Die Rede vom Heiligen Geist markiert zudem, dass sich Gott präsent in menschlichem Leben macht. Auch hier verbindet der Geist also Verschiedenes: Gott und Mensch.
- Und das gilt nicht nur für den Menschen, sondern für die Rede von der gesamten Welt als fortwährender Schöpfung Gottes: Es ist der Geist, der die Welt durchwirkt und so Schöpfer und Schöpfung zusammenbindet, sodass Paulus von Gott sagen kann: „Denn in ihm leben, weben und sind wir“ (Apg 17,28).
- Und der Geist verbindet, versöhnt auch verschiedene Menschen untereinander - Kontrahenten, Gegner, Menschen mit verschiedenen Standpunkten –, sodass mitten unter ihnen, sodass inmitten von uns Reich Gottes Ereignis, Gott gegenwärtig wird (vgl. Lk 17,21).

³ Bild: Daniel Rossa; Quelle: *MeterMorphosen GmbH/Süddeutsche Zeitung Magazin (Hgg.): Gemischtes Doppel. Das durchgedrehte Memospiel für Wortakrobaten 2, Frankfurt a.M. 2009.*

- Durch die hermeneutische Brille des Geistes, d.h. erst im Kerygma, wird uns Jesus als Christus ersichtlich: Auch den Menschen Jesus verstehen wir erst im Geist als Gottes Sohn, als wahren Menschen und wahren Gott „unvermischt, unveränderlich, ungetrennt und unteilbar“ (Chalcedonense). Durch die Brille des Geistes werden zwei Ungleiche ein Paar.

Es wäre deshalb, so finde ich, legitim solches assoziativ-spontane Quer-Denken und das dadurch provozierte Neu- und Andersverstehen selbst als Teil einer Phänomenologie des Geistes, des Heiligen Geistes, zu verstehen. Darin geht die Rede vom Heiligen Geist gewiss nicht auf – und das charmante einer Phänomenologie ist es ja eben, dass sie stehenbleibt bei dem, wie uns etwas erscheint, – und nicht Ansprüche auf das dahinterstehende Wesen macht.

(9.) Dieses Quer-Denken und Andersverstehen im Geist ist jedes Mal aufs Neue, in jeder Lebenslage und Lebenssituation, in der wir uns wiederfinden ein kreativer und damit auch experimenteller Akt: Es steckt darin etwas Spielerisches, etwas Riskantes und etwas zutiefst Hoffnungs- und Vertrauensvolles: Etwas Spielerisches, weil die Logik alter, versteinerner Gegensätze aufgebrochen wird, die binäre Logik von 0 oder 1, der einzig mögliche Weg von A nach B. Dieser Härte und Kälte des *tertium non datur* begegnet der Geist gerade als Figur des Dritten (gut trinitarisch): *tertium datur* anstelle des *tertium non datur* – an seiner Stelle und anstelle seiner: Denn der Geist erkennt, dass die binäre Logik der Differenz bereits in ihrer auseinanderklaffenden Struktur die Möglichkeit des Dritten eröffnet: Der Geist spielt mit dem Verständnis dieser Differenz, er versteht sie nicht als Grenze, als trennende Linie, als Todesstreifen – sondern er versteht: Diese Kluft, dieser Graben ist doch ein Zwischenraum(!) und damit ein Freiraum ein Spielraum. – Geist: Spielraum, statt Schlagbaum. In dem Dazwischen des Zwischenraums siedelt sich der Geist an – „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!“ (Offb 21,3) – in der Differenz, deren Abstand er auszuhöhlen beginnt bis Lebensraum für dreidimensionales, menschliches Leben entsteht, ein bewohnbares Dazwischen, „In-Differenz“, ein kreativer Brückenschlag zwischen Unversöhnlichen – vielleicht eine Eselsbrücke.

(10.) Aber als bloßes (Gedanken-)Spiel – als „Teekesselchen“ und „Gemischtes Doppel“ – das nur kurzweilig ist, zum Lachen bringt und staunen lässt, was sich da an Assoziationen, Verbindungen und Eselsbrücken einstellt, als bloßes Spiel ist die Tragweite und Tiefgründigkeit des Quer-Denkens im Geist und der Ernst der Lage noch nicht erfasst: So verspielt zeigt sich Geist nur in den sieben fetten, den sieben guten Jahren (vgl. Gen 41,29), in den Momenten unseres Lebens, in denen wir nichts zu fürchten haben. Fast wirkt das Gedankenspiel des Geistes da wie ein entbehrlicher Zeitvertreib. – Doch das sind die Zeiten, in denen wir uns dieser Wirkung im Geist probenhalber anvertrauen können, als Vorbereitung für den Ernstfall, für die Zeiten im Leben, wenn aus Spiel Ernst wird, wenn es uns zu riskant und lebensgefährlich erscheint, die ausgetretenen Pfade zu verlassen, weil

zu viel „auf dem Spiel steht“: Das sind die Lebensphasen, die zu den „sieben Jahre[n] des Hungers“ (Gen 41,30), den mageren Jahren gehören. Von ihnen heißt es in Josephs Traumdeutung, dass man in ihnen die bisherige Fülle und Gnade aus dem Blick verliert, weil die Not so schwer wiegt. Zutrauen und Vertrauen werden geschwächt in Phasen persönlicher, zwischen- menschlicher, finanzieller, materieller, seelischer, gesellschaftlicher Not. Mit ihr einher geht die Angst um die eigene Existenz. In existentieller Angst neigen Menschen jedoch viel eher dazu, auf Altbewährtes und Altvertrautes zurückzugreifen. Kein Risiko, keine Experimente! Der ausgetretene Pfad erscheint als der einzig gangbare „schmale Grat“ (K. Barth): Doch wehe, wenn der selbst in den Abgrund, in die Sackgasse führt! Aus Angst vor dem Abgrund, weil ihnen besonders in Zeiten der Not und Krise eben dieser „Mut zur Lücke“, das „Vertraut den neuen Wegen“ (EG 395) des Quer-Denkens im Geist fehlt, wagt man es nicht zu träumen, zu spielen, im Abgrund offen für den Spielraum zu bleiben: Brückenschlagen wird über dem Abgrund zum Drahtseilakt.

(11.) Dabei kommt aus der Sackgasse nur heraus, wer umdenkt, wer sich anders, neu orientiert. Umdenken, Brückenschlagen, den Mut, die Kraft und die Kreativität dazu: Woher soll sie mir zu- kommen, wenn ich mich selbst dazu nicht mehr in der Lage sehe, wenn mir alles auseinander zu fallen droht, wenn ich mein Leben nicht mehr zusammenbekomme? Vor dieser Frage, in dieser Hoffnungslosigkeit standen auch die Jüngerinnen und Jünger unter dem Kreuz und am Grab. Ihre Hoffnung durchkreuzt, auch *ihr* Lebensentwurf mit dem Tod Jesu in Scherben. – Aber dann stellt sich das Wunder, das Pfingstwunder des Anders- und Neuverstehens, ein, das begeistern und aufrichten kann, dass aufhilft, aufstehen hilft, auf-erstehen hilft: Der Geistesblitz kommt, unerwartet, schon nicht mehr erhofft, merkwürdig von außen, irgendwie nicht bewusst selbst gewählt, nicht aus eigener Kraft...

„[W]eil das Wunder immer geschieht, und weil wir ohne Gnade nicht leben können:“⁴

*„Es ist als würde eine Weiche gestellt:
[d]ein Nirgendwo wird angekoppelt
an die alte Landschaft
(eine Landschaft mit Wegen)“⁵*

– So sagt es die Dichterin Hilde Domin.

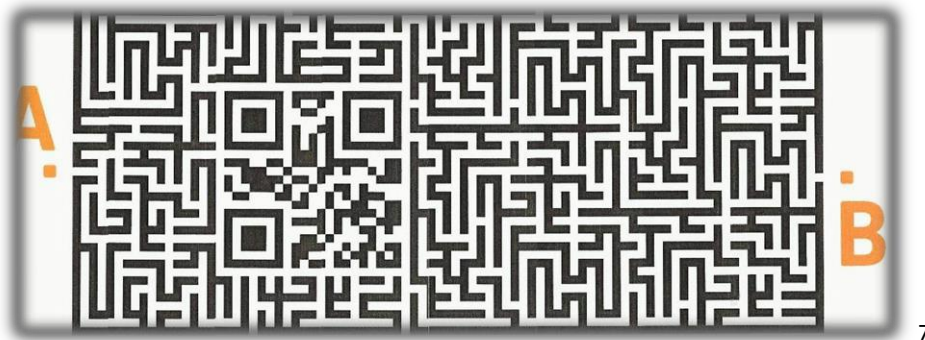
Die Sackgasse des leeren Grabes wird im Geist zum Durchgang zum Leben. Im Geist, im Glauben vertrauen oder zumindest hoffen wir wegen dieser „Urerfahrung“ am „Nullpunkt“ des christlichen Glaubens in der Tiefe des Leidens auch der Tiefe des Lebens zu begegnen und von ihr überrascht zu werden. In einer Andacht

⁴ *Hilde Domin*: Die schwersten Wege, in: Dies.: Sämtliche Gedichte, hg. v. Nikola Herweg u. Melanie Reinhold, Frankfurt a.M. ⁵2011, 51f., hier: 52.

⁵ *Hilde Domin*: Wen es trifft, in: Dies.: Sämtliche Gedichte, hg. v. Nikola Herweg u. Melanie Reinhold, Frankfurt a.M. 2011, 38-45, hier: 40.

zu diesem Vers aus unserem Predigttext: „[D]enn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen Gottes“ (1 Kor 2,10), schreibt Paul Tillich von der Tiefe des Lebens: „Jene Tiefe ist es, die mit dem Wort Gott gemeint ist. [...] Vielleicht solltet ihr diese Tiefe Hoffnung – einfach Hoffnung – nennen.“⁶ Die Deutungsoffenheit und Zukunftsoffenheit des Lebens als hoffnungsvolles Geheimnis der Wirklichkeit, das wir im Geist als Tiefe Gottes verstehen können: Eine Tiefe die im Zwischenraum allen Verstehens der Wirklichkeit gründet – und damit in ihrer Offenheit, die nicht als Abgründigkeit verstanden werden braucht.

(12.) Wenn Sie nun zum Abschluss der Predigt noch einmal das Kärtchen zur Hand nehmen, das Sie vorhin ausgeteilt bekommen haben, dann können wir gemeinsam noch einen gleichnishaften Blick auf die Tiefe Gottes als Geheimnis der Wirklichkeit werfen: Im Geist verstehen wir diese Tiefe als Hintergrund und *Rückseite* unserer Lebenswirklichkeit, des Ausschnitts der Wirklichkeit, der unser gesamtes Sichtfeld ausfüllt. Passend dazu finden Sie auf der *Rückseite* des Kärtchens eine Darstellung:



Ein Irrgarten versperrt anscheinend den Weg von A nach B. Stellen Sie sich diesen Weg von A nach B als Ihren Lebensweg vor oder als eine Etappe darin. Das Besondere an diesem Irrgarten ist, dass er nicht bloß einen Weg enthält und viele Sackgassen, sondern er ist verfasst wie die reichhaltige, tiefe Wirklichkeit: In und um den vermeintlichen Irrgarten gibt es viele Wege, viele Weisen, von A nach B zu gelangen, den eigenen Lebensweg zu gehen, ohne endgültig in einer Sackgasse zu landen. Da ist genug Spielraum zum Umdenken, Umentscheiden, Neuverstehen, weil die mannigfaltige Struktur der Wirklichkeit zahlreiche Öffnungen und Wege bereithält. Diese Offenheit und Tiefe ist das Geheimnis der Wirklichkeit, die auch Paul Gerhardt besingt:

„Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt dir’s nicht; dein Tun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht; dein Werk kann niemand hindern, dein Arbeit darf nicht ruhn, wenn du, was deinen Kindern ersprießlich ist, willst tun.“ (EG 361,4)

⁶ Paul Tillich: Von der Tiefe, in: In der Tiefe ist Wahrheit (Religiöse Reden 1), Frankfurt a.M.

⁷ Quelle: *Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (Hg.):* spürbar. glauben. leben. Der Nachfolge-Kurs. Das Handbuch mit Referentenmaterial, Neukirchen-Vluyn 2014, aus dem dazugehörigen Referentenmaterial unter: <<http://www.spuerbar.org>> (23.01.2016).

Nehmen Sie dieses Kärtchen mit diesem Gleichnis für die Wirklichkeitstiefe mit nachhause. Und wenn Sie einmal wirklich nicht weiterwissen, dann spielen Sie zunächst einmal: Suchen Sie mit dem Bleistift verschiedene Wege von A nach B. Vielleicht nährt das die Hoffnung auf ein Entgegenkommen der Tiefe der Wirklichkeit, in der sich Gott verbirgt. Amen.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht, als all unser Verstehen, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

Zeit erkennen: Jer 23,16-29

Wiss. Mit. Maximilian Kröger & Wiss. Mit. Katharina Opalka

03.06.2018, 1. Sonntag nach Trinitatis

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Schlosskirchengemeinde,

in einem Artikel der ZEIT erläutert der Philosoph Karl Jaspers 1961 seine „Idee der Universität“. Der Text beginnt mit folgenden einleitenden Zeilen:

„Die Universität ist an den Staat gebunden, aber nicht in jedem Staat sind Universitäten möglich. Da die Universität Bezeugung der Freiheit durch Wahrheit ist, kann nur ein Staat, der selber Freiheit und daher Wahrheit will und auf sie gründet, auch die Universität wollen. Denn nur ein solcher Staat identifiziert sich grundsätzlich mit dem Geist der Wissenschaft und der Wahrheit, der Idee der Universität.“⁸

Die Schrift gleichen Titels hat Jaspers 1923 und 1946 in heute zum Teil überholten Fassungen veröffentlicht und zusammen mit Kurt Rossmann 1961 neu zu gestalten versucht. Jaspers geht mit seiner Schrift gegen einen reinen Funktionalismus riesiger Schul- und Ausbildungsanstalten vor und spricht sich für das freie und unabhängige Denken, einer „Kommunikation des Vielfältigen durch unvollendbare Bewegungen“ aus. Er definiert Universität als frei im freien Staat, den Prinzipien des geistigen Lebens verpflichtet, in der Suche nach Wahrheit unvereinbar mit totaler Herrschaft. Mit totaler Herrschaft hat Jaspers als Zeitzeuge des Nationalsozialismus seine Erfahrung gemacht und wie so viele wollte oder konnte auch er die politischen Realitäten zu Beginn der NS-Zeit nicht richtig einschätzen. So bezeichnete Jaspers etwa den Schritt seiner Schülerin und anschließend lebenslangen Freundin Hannah Arendt zur Emigration in die USA 1933 als eine übereilte „Dummheit“⁹. Profitierend von seinem internationalen „standing“ blieb der damalige Heidelberger Lehrstuhlinhaber von den Gräueltaten des Nationalsozialismus zunächst relativ unbehelligt. Seine persönliche Situation spitzte sich erst zu, als er sich nach Verschärfung der Berufsbeamtenregelung durch das Beamtengegesetz von 1937 weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen.¹⁰ Laut Arendt war es Jaspers naives Vertrauen in die politische Reife seiner Mitbürger, das ihn die Bedrohung des Nationalsozialismus nicht erkennen ließ.

⁸ Karl Jaspers, Die Idee der Universität, aus der ZEIT Nr. 30/1961. <https://www.zeit.de/1961/30/die-idee-der-universitaet/komplettansicht?print> (abgerufen am 24.05.2018).

⁹ Vgl. Dominic Kaegi, Philosophie, in: W.U. Eckart, V. Sellin, E. Wollgast (Hgg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, 337 (Anm. 106).

¹⁰ Vgl. ebd., 338.

Liebe Gemeinde,

hinterher ist man immer schlauer. In Zeiten von Krisen und Orientierungslosigkeit neigt der Mensch dazu auf einfache Wahrheiten zu hören. Die Aussicht auf Besserung, auf Stabilität, auf ein klares Ja oder Nein lässt Vertrauen wachsen und begründet einen Fixpunkt raus aus der Krise. Doch wer verkündet diese Wahrheiten und mit welchem Zweck? Welchen Experten kann man angesichts der Krisen unserer Zeit vertrauen? Wer hat recht? Wem ist zu glauben? Fragen, die sich auch mit dem heutigen Predigttext stellen. Der Predigttext für den heutigen Sonntag stammt aus dem Jeremiabuch. Es ist ein Buch aus dem Rückblick. Uns liegt eine Reihe von Worten und Sprüchen vor, poetisch geformt, von Endredaktoren gesammelt und vervollständigt. Das Buch erzählt von einem Propheten von besonderem Format. Ungewollt mit der Bürde des Prophetenamtes belastet, hadernd, streitend und leidend tritt die Hauptfigur auf. Jeremia begegnet uns als Zeitzeuge der letzten Jahrzehnte des Staates Juda und seines Endes. In der Stadt Jerusalem, im Zentrum aller Turbulenzen sozusagen, tritt er auf. Die drohende Katastrophe des Untergangs ist ihm von Anfang an bewusst (Jer 1,11-16) und so lassen sich im Buch lauter Ankündigungen über das bevorstehende Unheil finden. Jeremia geht mit seinen Landsleuten hart ins Gericht. Er findet klare Worte und scheut die Auseinandersetzung nicht. Er richtet das Wort auch gegen Könige und Propheten, die zwei tragenden Säulen der damaligen Gesellschaft und nach der Meinung des Textes beide hauptverantwortlich für die Katastrophe. Im Predigttext geht es im Speziellen um die Prophetie. Ich lese aus der Elberfelder-Übersetzung:

„So spricht der HERR der Heerscharen: Hört nicht auf die Worte der Propheten, die euch weissagen. Sie täuschen euch, das Gesicht ihres Herzens reden sie, nichts [aber] aus dem Mund des HERRN. Sie sagen stets zu denen, die mich verworfen haben: »Der HERR hat geredet: Ihr werdet Frieden haben, und zu jedem, der in der Verstocktheit seines Herzens lebt, sagen sie: »Kein Unglück wird über euch kommen. Denn wer hat im Rat des HERRN gestanden, dass er sein Wort gesehen und gehört hätte? Wer hat auf sein Wort gelauscht und gehört? Siehe, ein Sturmwind des HERRN, [sein] Grimm, ist hervorgebrochen, ein wirbelnder Sturmwind. Auf den Kopf der Gottlosen wirbelt er herab. Nicht wendet sich der Zorn des HERRN, bis er getan und bis er ausgeführt hat die Pläne seines Herzens. Am Ende der Tage werdet ihr das voll verstehen.

Ich habe die Propheten nicht gesandt, und doch sind sie gelaufen. Ich habe nicht zu ihnen geredet, und doch haben sie geweissagt. Hätten sie aber in meinem Rat gestanden, dann würden sie mein Volk meine Worte hören lassen und es abbringen von seinem bösen Weg und von der Bosheit seiner Taten.

Bin ich [nur] ein Gott aus der Nähe, spricht der HERR, und nicht [auch] ein Gott aus der Ferne? Oder kann sich jemand in Schlupfwinkeln verbergen, und ich, ich sähe ihn nicht? spricht der HERR. Bin ich es nicht, der den Himmel und die Erde erfüllt? spricht der HERR. Ich habe gehört, was die Propheten sagen, die in meinem Na-

*men Lüge weissagen und sprechen: Mir träumte, mir träumte! Wie lange [noch]? Haben die Propheten [etwa] im Sinn — sie, die Lüge weissagen und Propheten des Truges ihres Herzens sind —, beabsichtigen sie [etwa], meinen Namen bei meinem Volk in Vergessenheit zu bringen durch ihre Träume, die sie einer dem anderen erzählen, so wie ihre Väter meinen Namen über dem Baal vergaßen? Der Prophet, der einen Traum hat, erzähle den Traum! Wer aber mein Wort hat, rede mein Wort in Wahrheit! Was hat das Stroh mit dem Korn gemeinsam? spricht der HERR. Ist mein Wort nicht brennend wie Feuer, spricht der HERR, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?*¹¹

Der Predigttext warnt in einer ineinander gehenden Mischung aus Propheten- und Gottesrede vor den Propheten. Denn laut des Textes verkünden sie nicht Jahwes, sondern nur eigene Worte (V. 16). Sie weissagen aus ihrem Herzen. Doch was weissagen die Propheten aus ihrem Herzen? „Ihr werdet Frieden haben“, heißt es, – „Kein Unglück wird über euch kommen“ – Sie prophezeien Heil, Frieden, geben eine frohe Zukunftsperspektive. Was ist so schlimm daran? Sie trösten doch mit ihren Worten das Volk und geben ihnen eine Perspektive. Sorgt das nicht für Stabilität in unruhigen Zeiten? Hilft das nicht aus der Orientierungslosigkeit?

Die Propheten verkünden das Heil aus ihrem Herzen – und genau das kritisiert der Text. Es ist merkwürdig. Denn im Hebräischen ist das Herz nicht, wie es heutzutage oft assoziiert wird, auf den emotionalen Bereich des Menschen eingeschränkt. Der Ausdruck umgreift eigentlich das ganze „Innere“ des Menschen (vgl. Spr 3,1). Leb/ Herz steht für das „Ich“ des Menschen, sein Selbstbewusstsein, sein Erkennen, seinen Verstand. Nach rationalen Beweggründen tun die Propheten also wahrscheinlich das in ihren Augen richtige. Sie sprechen aus, was sie für wahr halten, was sie mit ihrem Herzen, ihrem Verstand durchdacht haben. Laut des Predigttextes ist es jedoch Lüge, was sie weissagen. Denn ihre Prophetie verkennt die Realität. Es kam kein Heil, es kam Unglück über das Volk, es gab keinen Frieden. Ich sagte bereits: Das Jeremiabuch ist ein Buch aus dem Rückblick. Vervollständigt worden ist es erst nach der Katastrophe der Niederlage gegen Babylon in und nach dem Exil. Da erst – und eben erst hinterher – geht den Zeitgenossen auf: Jeremia hatte recht. Das verkündete Heil der Propheten trat nicht ein. Als Hofpropheten standen diese in Lohn und Brot der herrschenden Klasse. Die Beschwichtigung und Vertröstung des Volkes durch die Oberen prangert der Text an. Auch theologisch setzt der Text diese Propheten ins Unrecht: Denn die Antwort auf die Frage in V. 18, wer denn im Rat des Herrn gestanden hätte, wer sein Wort gesehen hätte, kann nicht anders als mit „Niemand“ beantwortet werden. Die Propheten können von sich aus nichts über Gott aussagen. Nur Gott kann von Gott reden. Der Text bietet an dieser Stelle eine direkte Gottesrede und man stellt sich beinahe zwangsläufig die Frage, was für ein Gott hier eigentlich spricht? „Siehe, ein Sturmwind des HERRN, sein Grimm/ Zorn ist hervorgebrochen, ein

¹¹ (Jeremiah 23:16–29 ELBER)

wirbelnder Sturmwind...“ - An dieser Stelle präsentiert sich ein unbequemer Gott, ein zorniger Gott, ein unergründlicher Gott. Aber auch ein Gott, der für die theologische Bewältigung der Katastrophe jener Zeit unerlässlich ist: Jahwe hatte dem Volk Israel/ Juda ewigen Beistand versichert, hatte Jerusalem und den Zion als Ort seiner Präsenz auserwählt. Musste nicht die Niederlage Judas und Israels als Zeichen dafür gewertet werden, dass der Gott Israels in Wirklichkeit unterlegen war, dass sich die assyrisch-babylonischen Hauptgötter Assur und Marduk als die wahren Götter erwiesen hatten? Solche Überlegungen konnten den inneren Zusammenhalt einer Religion aufs Äußerste gefährden. Doch für die Israeliten führten sie zu wesentlichen theologischen Einsichten: Der ursprünglich weisheitliche Tun-Ergehen-Zusammenhang erwies sich als leistungsfähiges Instrument zur Geschichtsdeutung. Das Leiden Israels galt fortan als Beweis für Gottes Macht. Der Text berichtet somit nicht nur von dem nahen Gott, sondern auch von dem „Gott aus der Ferne“, von einem harten Gott in harten Zeiten, von einem Gott, dessen Wort „brennend (ist) wie Feuer“ und „wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert“.

Das Autoren- und Redaktorenteam führt an dieser Stelle ein wichtiges Kriterium ein: Das Wort Gottes. Was hat es damit auf sich? Zunächst, ein Prophet wie Jeremia kann nicht beliebt gewesen sein. Die sog. Konfessionen Jeremias, die die inneren und äußeren Konflikte des Propheten im Stile von Klagepsalmen thematisieren, deuten darauf hin. Gleichwohl ist dieser Figur eine starke Kraft zuzurechnen. Diese Kraft zeigt sich in der Überzeugung der Verkündigung vom Wort Gottes als einziger Wahrheit. Nun, auch in unseren Kirchen wollen wir das Wort Gottes verkünden. Wir haben dafür studiert an einer Universität, uns Wissen angeeignet, versuchen Tag für Tag die Schriften kritisch auszulegen und nachzuvollziehen. Wir predigen aus unserem Herzen, mit Verstand. Können wir uns also sicher sein, Gottes Wort zu verkündigen? Oder reden wir vielleicht auch aus Eigensinn, aus theologischer Rechthaberei, aus politischer Verblendung, aus religiösen Illusionen oder einfach aus unserem Bauch heraus? Wir wissen heute, dass allein die Schrift und allein das Wort nicht einfach in Deckung zu bringen sind. Wie oft schon in der Geschichte wurde sich auf die Heilige Schrift berufen und sie dann ins Gegenteil verkehrt? Auch das Nebeneinander der Konfessionen und Kirchen zeigt offenkundig das bunte Kuddelmuddel der Verkündigung vom Worte Gottes. Weissagen wir also Lügen oder das Wort Gottes? Der Predigttext zwingt uns darüber nachzudenken. Was ist richtig und was ist falsch? Müssen wir erst auf die nächste Katastrophe warten, um über richtig oder falsch entscheiden zu können? Vielleicht hilft uns der heutige Predigttext rückblickend in die Zukunft zu schauen, die Zeit drohender Katastrophen zu erkennen, bevor es zu spät ist.

Aus der Idee der Universität, und ebenso aus der Verkündigung des Wortes Gottes – beide mit der Suche nach Wahrheit verbunden – erwächst ein Auftrag für die Welt und Gesellschaft, auch und gerade in Anbetracht harter Zeiten. Ein Auftrag zur Gestaltung und nicht zur Zerstörung, zur Gemeinschaft und nicht zur Trennung, ein Auftrag zu lieben und nicht zu hassen. Dann wird Gottes Wort hör-

bar und erfahrbar auch in Menschenworten. Und dann können Worte aber auch hart sein, eben wenn sie gegen Ungerechtigkeit, gegen Verachtung, gegen die Lüge gerichtet sind. Gleichzeitig lehrt uns das eben Gesagte aber auch unsere eigene Begrenztheit und Subjektivität. Denn Suchen bedeutet noch nicht am Ziel zu sein, das Wort Gottes bedeutet mehr als reines Menschenwort und die Idee geht der Realität voraus. Wir können uns nicht 100 prozentig sicher sein bei dem, was wir sagen, forschen, tun, verkünden, bei dem, was wir eigentlich sind. Das ist ein Dilemma, das einen verzweifeln lassen kann, einen orientierungslos machen kann. Gibt es aus diesem Dilemma einen Ausweg? Jetzt und so noch nicht...

Solange uns aber eben dieses Wissen um unsere Begrenztheit nicht lähmt, kann es ein wirksamer Schutz sein vor Selbstüberschätzung, vor Totalität, vor den einfachen Wahrheiten. Es lenkt unseren Blick auf eine herausfordernde, diffizilere Wahrheit, auf eine Idee, nach der man sich sehnen will und die gleichzeitig die Realität im Jetzt nicht verkennt. Dafür kann uns der heutige Predigttext sensibilisieren – Jeremia unterscheidet in richtig und falsch, in Wahrheit und Lüge. Was man daraus lernen kann, ist das Unterscheiden, die Notwendigkeit zu Differenzieren. Unterscheiden heißt im Griechischen krinein, davon kommt die Kritik. Es ist richtig, wir können uns nicht 100 prozentig sicher sein, wir brauchen auch den Glauben.

Glaube/ Vertrauen/ Verlässlichkeit – das brauchen wir, wenn wir unterscheiden wollen. Glaube/ Vertrauen/ Verlässlichkeit – das brauchen wir als Fundament. Kein leichtfertiger Glaube, kein blindes Vertrauen, sondern kritischer Glaube, eben ein unterscheidender Glaube. Dieser kritische Glaube setzt zuallererst bei jedem selbst an. Ich muss mich zuerst selber fragen, muss mich prüfen, auf dass in meine Worte nichts Falsches, Eigensüchtiges, Selbstgerechtes oder Opportunistisches hineingerate. Und ich muss mich nicht nur einmal prüfen, nein, sondern immer wieder. Bewahrt das vor der Katastrophe? Wir wissen es nicht. Bewahrt das vor einem harten Leben, einem harten Gott? Wohl eher nicht. Doch es nimmt die Realität an, nicht einfach, sondern kritisch, fragend, ehrlich, wahrhaftig. Das Leben Jeremias ist gezeichnet von Härte und Leid, und doch, wenn wir das Buch zu Ende lesen, so sehen wir, dass auch Jeremia seinem Gott zutraute, dass er nicht nur und nicht immer hart sein würde. Was das Buch an Aussagen über Gottes Güte und Freundlichkeit zu bieten hat, wirkt tatsächlich zaghaft und begrenzt, aber vielleicht auch gerade deshalb aufrichtig und mindestens ebenso ehrlich und zur richtigen Zeit bestimmt: wahrhaftig.

Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Schrift interpretieren: Apg 8,26-40

Prof. Dr. Hermut Löhr

10.6.2018, 2. Sonntag nach Trinitatis

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen!

Das ist schon ein bemerkenswerter Anblick, liebe Schwestern und Brüder, der uns da vor Augen geführt wird: Jemand sitzt im Bus, in der Straßenbahn, im Wartezimmer, wo auch immer, und dieser Jemand - ob Mann oder Frau, ob alt oder jung, ist egal - dieser Jemand liest in einem Buch. Mich rührt es jedes Mal, wenn ich sehe, dass jemand, mitten im Getriebe des Alltags, beim Warten oder Reisen, sich genau diesem Alltag entzieht und sich in ein Buch versenkt. Da liest jemand in einem *Buch*, das heißt doch auch, er lässt, für eine Viertelstunde Warten oder - fahrplanmäßig - drei Stunden Reisen, all' die schönen neuen Medien und Apparate beiseite, an die wir uns so sehr gewöhnt haben: Da klickt und klappert und piepst und tutet und dudelt es nicht, da hören wir, die Sitznachbarn, nicht die eine Hälfte eines Dienstgespräches oder eines Beziehungsdramas, und auch nicht, aus schlecht isolierten Kopfhörern, die Bässe und die Percussion der aktuellen Top Ten. Vielmehr: kaum gestörte Stille. Es ist fast wie bei Elia am Horeb, als der Gottessturm vorüber ist: die Stimme des Schweigens, *sounds of silence*. Jemand liest in einem Buch, er nimmt Distanz zu seinen Nachbarn, zu allen, die ihn gerade jetzt dringend erreichen wollen, er scheint ein bisschen aus der Zeit gefallen, er ist offensichtlich irgendwo anders mit seinen Gedanken und mit seiner Aufmerksamkeit. Wir wünschen, wir könnten einen Blick über seine Schulter werfen und mit ihm lesen. Jemand *liest*, er überfliegt nicht die Schlagzeilen, er blättert nicht in einem Magazin, er sieht nicht nur einmal rasch noch die Unterlagen durch. Jemand liest in einem Buch, er nimmt sich Zeit, er nimmt Distanz, sein Blick ist konzentriert, und was in ihm vorgeht, woran er denkt, was ihn innerlich bewegt und verändert, wenn er Seite um Seite umschlägt, das können wir nicht wissen. Könnten wir doch wenigstens den Titel des Buches entziffern!

Auch der Kämmerer der Kandake - ja, er ist nach Auskunft des griechischen Textes ein Eunuch -, der königliche Beamte aus Äthiopien - oder wohl eher dem heutigen Sudan - dem wir da in der Erzählung der Apostelgeschichte auf dem steinigen und staubigen Weg von Jerusalem nach Gaza begegnen, muss ein bemerkenswerter und anrührender Anblick gewesen sein. Treten wir doch ein wenig näher: Da fährt, besser: rumpelt vor uns ein solider, vielleicht sogar ein prächtiger Wagen, vielleicht von Maultieren, vielleicht von Pferden gezogen, und darauf sitzt, wie wir beim Näherkommen wahrnehmen, ein Mensch, dem man Reichtum und Bedeutung schon an der Kleidung ansieht. Vermutlich ist er von dunkler Hautfarbe, hier, auf dem steinigen und staubigen Weg von Jerusalem nach Gaza,

von der Höhe hinab an das in der Ferne flirrende Meer, ein seltener Anblick. Und dieser Mensch - ob er allein ist oder ob ihn Diener oder Kutscher begleiten, bleibt etwas unklar - dieser Mensch achtet weder auf den Weg und das Gerumpel des Wagens und das flirrende Licht, noch unterhält er sich, noch bringt er seine Würde und Bedeutung durch einen die Ferne gerichteten festen Blick zum Ausdruck. Dieser Mensch ist versenkt in eine dicke Schriftrolle, die er mit seinen Händen greift. Der Kämmerer liest - er ist weder in Jerusalem noch in Gaza, weder unterwegs noch zuhause in Äthiopien oder im Sudan, er ist ganz woanders, seine Aufmerksamkeit gilt den Zeilen, die sich vor seinen Augen entrollen, denen er mit seinen braunen Fingern folgt und die er, halblaut oder stumm, liest. Könnten wir doch aufsteigen und ihm über die Schultern schauen! Ein bemerkenswerter und seltener Anblick auf dem Weg von Jerusalem nach Gaza, nicht nur der solide Wagen mit den kräftigen Pferden, nicht nur der Mann mit seiner Kleidung, sondern vor allem - und das in Kontrast zu all' dem anderen -, dass dieser Mann liest - nicht redet und nicht würdig schaut-, dass dieser Mann eine Schriftrolle entrollt und konzentriert liest in einem Buch, in einer Welt unterwegs, zu der wir keinen Zugang haben. Wir sind ja nicht der Evangelist Philippus, der, vom Geist Gottes getrieben, diesen Menschen aus seiner Lektüre aufschreckt mit einer recht forschenden Frage: „Verstehst Du auch, was Du liest?“ - diese Frage ist so forsch wie treffend. *Forsch* ist sie nicht nur, weil sie sich einmischt und das Lesen und die Versenkung unterbricht, ja stört. *Forsch* bis frech ist sie auch wegen ihrer Unterstellung. Stellen wir uns das einmal vor: Wir versuchen in der U-Bahn nicht nur, den Titel des Buches zu entziffern, das unser Nachbar gerade liest, wir werfen nicht nur verstohlene Blicke auf die aufgeschlagenen Seiten, wir fragen auch nicht, was er da gerade Spannendes liest, sondern gleich, forsch bis frech: „Verstehst Du auch, was Du liest?“ Die Frage ist aber auch *treffend*, sie ist die Frage eines seinerseits wohl erfahrenen Lesers: Denn, so wissen erfahrene Leserinnen und Leser, Lesen und Verstehen sind zweierlei - das macht das Lesen für uns heute wie für die Menschen früherer Zeiten wohl auch bleibend anstrengend. Lesen und verstehen sind zweierlei, denn Text und Sinn sind zweierlei. Sie hängen zusammen, natürlich, aber zugleich besteht ein Abstand zwischen Text und Sinn, zwischen Lesen und Verstehen. Hinter dem Lesen, hinter dem Text steht eine Welt, zu der wir, die Leserinnen und Leser, uns durchfragen müssen, immer wieder und manchmal mit viel Ausdauer und Geduld. *Ein* Weg sich durchzufragen zum Sinn und zum Verstehen ist dieser: Mehrfach lesen, zurückblättern, innehalten, nachdenken, nach-sinnen, wie es so schön heißt. Ein *anderer* Weg ist es, andere nach ihrer Meinung, ihrer Auslegung, ihrem Weg zum Verstehen zu fragen. „Verstehst Du auch, was Du liest“ - „Nein, leider nicht, obwohl ich das Kapitel wieder und wieder gelesen habe! Kannst Du mir helfen, zu *verstehen*?“ Und der Evangelist Philippus, der ein erfahrener Leser gewesen sein muss, hilft.

In der Vorlesung über Jesus von Nazareth, die ich in diesem Semester in Köln halte, haben wir gestern darüber gesprochen, was zur Zeit Jesu und seiner ersten

Nachfolger eigentlich ein Schriftgelehrter, ein Exeget und Theologe, gewesen sei. Wir stießen auf folgenden Text aus dem Buch Jesus Sirach:

„Wer sich aber vorgenommen hat, über das Gesetz des Höchsten nachzusinnen, der muss die Weisheit aller Alten erforschen und in den Propheten studieren. Er muss die Geschichten berühmter Leute kennen und über die Sprüche nachdenken, was sie bedeuten und lehren. Er muss den verborgenen Sinn der Gleichnisse erforschen und mit Rätselsprüchen vertraut sein. Der kann den Fürsten dienen und vor den Herren erscheinen. Er durchzieht fremde Länder; denn er sucht zu erfahren, was bei den Menschen gut und böse ist. Er denkt daran, in der Frühe den Herrn zu suchen, der ihn geschaffen hat, und betet vor dem Höchsten. Er tut seinen Mund getrost auf und betet für seine Sünden. Und wenn es dem großen Gott gefällt, so gibt er ihm den Geist der Weisheit reichlich. Er kann weisen Rat und Lehre geben in Fülle, dafür dankt er dem Herrn in seinem Gebet. Er richtet sein Wollen und sein Wissen darauf, die Geheimnisse des Herrn zu verstehen. Danach gibt er seine Belehrung und rühmt sich des Gesetzes des Herrn. Und viele preisen seine Weisheit, und sie wird niemals untergehen. Er wird niemals mehr vergessen werden, und noch nach seinem Tode bleibt ihm dieser Name. Was er gelehrt hat, wird man in aller Welt verkünden, und die Gemeinde wird ihn rühmen. Solange er lebt, hat er einen größeren Namen als tausend andere, und noch nach seinem Tode bleibt der ihm.“

Welch' ein Berufsbild, was für eine Werbung. Vielleicht sollten unsere Kirchen und theologischen Fakultäten, wenn sie für das Studium der Theologie werben, einfach diesen Text auf ihre Flyer drucken? Nur ein wenig gendern müssten wir den Text schon.

Zurück auf den Weg nach Gaza: „Verstehst Du auch, was Du liest?“, fragt der forsche Philippus den Beamten auf seinem Wagen. Und der Kämmerer sagt: Nicht wirklich. Woran liegt das? Schauen wir etwas genauer hin, um zu verstehen, wo die Schwierigkeiten liegen. Unsere Szene lässt die möglichen sprachlichen Probleme außen vor. Vermutlich ist vorausgesetzt, dass der Kämmerer in der griechischen Übersetzung des Buches Jesaja liest. Griechisch dürfte zwar nicht die Muttersprache des Beamten sein, aber er wird diese Sprache, welche sozusagen das Englisch der Antike war, ausreichend beherrschen, um einen griechischen Text zu lesen. Soweit, so gut. Lesen und verstehen, Text und Sinn, das gehört zusammen, sind aber nicht dasselbe. Und auch, wenn wir der Sprachen der Bibel mächtig sind - und das ist ja das Tolle am Theologiestudium, das es dazu einlädt und anleitet -, auch wenn wir Griechisch und Hebräisch beherrschen, oder aber auch, wenn wir sehr gute Übersetzungen der Bibel ins Deutsche haben - und die gibt es ja! -, ist damit die Aufgabe des Verstehens dessen, was wir lesen, nicht abgeschlossen, und auch nicht die Aufgabe des Übersetzens. Denn Übersetzen meint ja nicht nur den Vorgang der Übertragung von Semantik und Sinn und Ziel eines Textes von einer Sprache in die andere. Das ist schon eine anspruchsvolle, aber auch aufregende Aufgabe, ohne Zweifel. Aber Übersetzen meint noch mehr, es meint ja auch, den Sinn des Textes aus seiner

Zeit und Welt mitzunehmen und gleichsam neu einzupflanzen in die eigene Zeit und Welt. Es ist nur fair gegenüber den Texten, dass wir ihnen zunächst zuhören, als ob wir in ihre Zeit und Welt eingewandert seien, etwa in die Zeit des Propheten, oder aber auch auf der Straße nach Gaza, neben dem Wagen des Kämmerers laufend. Aber dabei bleibt Verstehen - im Unterschied zum Blättern, zum Überfliegen, oder rasch Durchsehen - ja nicht stehen. Verstehen heißt, das Anrührende, Erhellende, Erleuchtende, Schöne, Mahnende eines Textes mit zu nehmen auf den eigenen Weg, in die eigene Zeit, ins eigene Herz. Auch das, ja wesentlich das heißt Übersetzen. Diese Art des Verstehens heißt, so vertieft zu lesen, zu studieren, dass wir die sanften leisen Stimmen aus den Texten hören, die Stimmen, die rufen: „Nimm mich mit!“. Deshalb brauchen wir Experten für die Bibel, die uns auch in Zukunft beraten, wenn es darum geht, die heilige Schrift aus den Ursprachen in unsere vielen und sich wandelnden Sprachen zu übersetzen. Wir brauchen auch künftig Pfarrerinnen und Pfarrer, Religionslehrerinnen und Religionslehrer, welche die verschiedenen Übersetzungen selbstständig an den Urtexten beurteilen und auch eigene Übersetzungen formulieren können. Wer jetzt - wieder einmal - vorschlägt - und solche Stimmen hört man auch aus Landeskirchenämtern! - wer jetzt wieder vorschlägt, das Theologiestudium doch vom Lernen der biblischen Sprachen weitgehend oder ganz zu entlasten - um es so angeblich attraktiver zu machen, hat wohl gar nicht verstanden, wie wertvoll und herausfordernd die heilige Schrift ist, die wir mit unseren Händen greifen, und welche Möglichkeiten des Verstehens, welche Sinnfülle in ihr stecken. Oder um es akademisch platter zu formulieren: Wir erlassen unseren Medizinerinnen ja auch nicht das Physikum, bloß weil es viel Latein, viel lästiges Lernen bedeutet, und wenig Praxis. Wir brauchen Zeit und Mut, um uns in die Bücher der Bibel zu versenken, sie zu lesen und wieder zu lesen, ob daheim oder in der Straßenbahn oder im Wartezimmer oder in der Kirche. Und wir brauchen Menschen, ihrerseits erfahrene Leserinnen und Leser, die mit uns über das Gelesene sprechen, die bereit sind, gemeinsam mit uns nach dem Sinn in den Texten durchzufragen. Wir brauchen in unserer evangelischen Kirche Evangelisten und Prediger, Männer und Frauen, die, wie Philippus vom Geist berufen und geführt, uns die Augen öffnen für den Sinn der Texte, und die so dazu helfen, dass aus den toten Buchstaben lebendiger Geist in unseren Herzen wird. Bibel und Sakramente, das sind die wertvollsten Schätze, die wir als Kirche Christi haben. Verderben wir sie nicht.

Für den Kämmerer aus Äthiopien, für den sudanesischen Beamten bleibt das Prophetenwort aus dem Buch Jesaja ja nicht ein Stück aus ferner Vergangenheit; er fragt: „Ich bitte dich, von wem redet der Prophet das, von sich selbst oder von jemand anderem?“ Und der forsche Philippus, der belesene und geistvolle Evangelist und Prediger, antwortet auf diese dringende Frage nicht mit einer philologischen oder historischen Belehrung, sondern mit dem Zeugnis von Jesus Christus. Hinter dem Wortlaut wird ein Sinn des Textes erkennbar, den man mit Philologie und Historie allein nicht hätte erschließen können. Philippus

gibt eine Verstehenshilfe, die aus keinem Wörterbuch und keiner Übersetzung für sich zu gewinnen wäre. *Tua res agitur* - um Dich geht es, um Dein glückliches Leben und seliges Sterben, wenn Du liest und zu verstehen suchst. Soviel Zeit sollten wir haben. Damit aus dem biblischen, prophetischen Text lebendiges Wort wird, damit aus dem Zeugnis der Schrift, die wir mit den Händen greifen, Gottes Wort wird, bedarf es solcher erfahrenen, kühnen, geistvollen Leser, die ihre Einsichten mit uns teilen. Schauen wir also genau hin, wenn wir demnächst jemandem begegnen, der neben uns sitzt und in einem Buch liest.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren.

In Ängsten mutig werden: 2 Kor 12, 9-10

Prof. Dr. Cornelia Richter & Prof. Dr.med. Franziska Geiser

17.06.2018, 3. Sonntag nach Trinitatis

Richter:

Liebe Gemeinde, unser heutiger Predigttext steht im 2. Brief des Paulus an die Gemeinde in Korinth, Kapitel 12, in den beiden Versen 9 und 10: Paulus berichtet von dem, was ihm Christus offenbart hat: „Und er hat zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf dass die Kraft Christi bei mir wohne. Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit, in Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen und Ängsten um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“

Meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit und wenn ich schwach bin, so bin ich stark – schon an diesen Formulierungen könnte man erraten, dass der 2. Korinther ein echter Paulusbrief sein muss; zeugt er doch einmal mehr von Paulus Vorliebe für paradoxe, scheinbar widersprüchliche Formulierungen mit erstaunlicher Tiefenschärfe. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark – wem das schwüle Wetter der letzten Tage eine gröbere Migräne beschert hat, wird sich in diesem Satz nur bedingt wiederfinden. Wenn ich in meinem Garten wieder einmal mit dem Rasenmäher kämpfe, finde ich den Satz vor allem ärgerlich. Und erinnere mich, dass ich als Kind im Karneval gerne als starker Held gehen wollte – sei es als Asterix mit dem Zauberspruch oder Pippi Langstrumpf, Winnetou oder Old Shatterhand; die waren in meinen Kinderaugen nämlich stark und hatten keine Angst. Der Satz liest sich aber auch umgekehrt: Wem angesichts der bevorstehenden Prüfungen und Zeugnisse bereits die Nerven flattern, würde Paulus wohl nur zu gerne wörtlich nehmen. Und wer schließlich darum weiß, dass sich das Klischee der eigenen Schwäche auch gut instrumentalisieren lässt, weiß um die subtile Perfidie dieses Satzes. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark. Ein Satz mit Tiefenschärfe. Wie ist er gemeint?

Paulus schreibt diesen Brief an die Gemeinde in Korinth, die ihm von seinem ersten Besuch bereits gut bekannt ist. Im 1. Korintherbrief hatte er sich auf Konflikte innerhalb der Gemeinde selbst bezogen. Im 2. Korintherbrief, der möglicherweise zwei unterschiedliche Briefe des Paulus umfasst¹², geht es in unserer heutigen Passage um einen Konflikt, der Paulus als Person betrifft. Seine Reisen haben gezeigt, dass die Verkündigung des Evangeliums keine leichte Sache ist, sondern nach wie vor Konflikte hervorruft, die bis zu Misshandlung, Not, Verfol-

¹² Vgl. *Rudolf Bultmann*: Der zweite Brief an die Korinther, (KEK) Göttingen 1976, 228-233.

gung und Angst, ja bis zur Todesangst, gehen. Innerhalb der Gemeinden gibt es Identitätskonflikte, nach außen hin haben Legitimitätskonflikte eine lebensbedrohliche Dimension angenommen. Jesu Kreuzigung ist für Paulus durch die Auferstehung überwunden, aber das Kreuz wirft nach wie vor lange Schatten. Und weit und breit kein Held, der dem Ruf Christi auch nur annähernd gerecht werden könnte. Schon gar nicht Paulus selbst – von seiner Entwicklung her ein späterberufener Quereinsteiger, von der Statur her nicht gerade ein Bodybuilder, rhetorisch eine Niete, kommunikativ mäßig, von Verfolgung und Bedrohung persönlich gezeichnet. Paulus muss sich als Apostel verteidigen und rechtfertigen. Deshalb geht es in unserem Text um die Schwachheit. Deshalb geht es hier zugleich um die Gnade Gottes, mit der alles gegeben, mit der alles genug ist.

Schwachheit – im griechischen Text steht hier der Begriff der *Asthéneia*, die in ihrem Wortfeld Krankheit und jede Art von Schwäche und Schwachheit meint. In der griechischen Umwelt des Paulus, vor allem in der jüngeren Stoa bei Epiktet, wird all dies in kosmologischen Dimensionen gedacht. Sowohl die Schwachheit als auch die Kraft Gottes gelten in der Stoa als Zuständlichkeiten oder Qualitäten. Die Schwachheit ergibt sich aus der Gebundenheit des Menschen an seine leibliche Existenz, und zwar als ein bestimmter Mangel seines Wesens; durch diese Gebundenheit ist er dem Schicksal ausgeliefert, das ihn „persönlich“ zwar tangiert, aber eigentlich allgemein gilt. Auch die Kraft Gottes ist dem Menschen gegeben (und zwar als Teil des menschlichen Wesens) und der Umgang mit ihr liegt deshalb in seiner Verantwortung. Es kommt deshalb insgesamt darauf an, mit welcher Haltung man als Mensch mit diesem Lebenszustand umgeht. Der beste Umgang ist zu erkennen, dass das Leiden einen Menschen zwar äußerlich treffen, aber nicht in seinem Sein entwurzeln kann; deshalb kann der Stoiker das Leid hinnehmen und sich seines kontrollierten Umgangs mit der Schwachheit rühmen. Deshalb verstehen auch die Stoiker mit Paulus den Satz „lass dir an meiner Gnade Genügen“ nicht in einem resignativen Sinn, sondern als ein „ja, das ist alles, und es ist gut so; mehr ist nicht nötig“. Trotzdem gibt es einen großen Unterschied.

Denn bei Paulus sind Schwachheit und Kraft Gottes gerade nicht kosmologisch allgemein gedacht. Sondern sie sind etwas, das uns widerfährt: Sie geschehen einem Menschen, sie kommen ihm zu, sind ihm gegeben; sie können aber nicht durch ihn hervorgerufen werden. Die Schwachheit gilt Paulus nicht als prinzipieller Wesensmangel des Menschen, sondern sie ist diejenige Situation, diejenige Wahrnehmung der vielfältigen Widrigkeiten des Lebens, die uns unsere menschliche Nichtigkeit bewusst macht. Wenn wir auf unser Leben schauen, dann merken wir, wie schwach wir oft sind. Diese Schwachheit verleugnen zu wollen, sie in einem stetigen um-sich-selbst-Kreisen überwinden zu wollen, das funktioniert nach Paulus nicht. Aus eigener Kraft können wir diese Schwachheit in all ihren Facetten nie vollständig überwinden. Dass wir trotzdem nicht untergehen und am Leben verzweifeln, ist deshalb ein Gnadenakt. Für den christlichen Glauben ist dieser Gnadenakt der Zuwendung Gottes verdankt, die nie ein

für allemal zu besitzen ist, sondern stets neu verstanden und ergriffen werden muss. Die Theologie des Paulus ist im Kontext der Stoa entwickelt worden. Heute steht die Theologie im Gespräch mit Psychologie, Psychosomatik und Psychotherapie – wie liest sich der Predigttext aus dieser Perspektive?

Geiser:

Liebe Gemeinde, zu dem Thema unseres heutigen Gottesdienstes „in Ängsten mutig werden“ fiel mir spontan ein Buchtitel aus meiner Jugendzeit ein. Mein Lieblingsbuch stammte aus dem Bücherschrank meines älteren Bruders. Auf dem roten Schutzumschlag waren im schwarzen Schattenriss zwei Cowboys zu Pferd zu sehen, und es hieß: „Angst der Tapferen“. Die Geschichte geht so: Auf einer Rinderfarm im amerikanischen Westen lädt der Vater seinen halbwüchsigen Sohn erstmals ein, mit den Männern zu reiten, um einen gefährlichen Stier einzufangen. Als sie den Stier einkreisen, wird der Sohn im letzten Moment von seiner hereinbrechenden Angst übermannt. Sein Zögern führt dazu, dass der Stier ausbrechen kann und das Pferd des Vaters tötet. Der Sohn schämt sich entsetzlich dafür, seinen Vater enttäuscht zu haben. Sie gehen in den darauffolgenden Wochen nur noch distanziert miteinander um, der Sohn entwickelt Ängste auch in anderen Situationen. An einem Tag in der Morgendämmerung sieht nun der Sohn, dass der Vater heimlich allein in die Prarie aufbricht, und folgt ihm. Der Vater findet den Stier und beobachtet ihn lange. Anstatt aber auf ihn zuzugehen, wendet er sich schließlich ab, und in diesem Moment erkennt der Sohn im Gesicht seines Vaters, was er nicht erwartet hat: Angst und Resignation. Daraufhin stürzt der Sohn aus dem Versteck, und gemeinsam überwältigen sie den Stier.

Was hat mich an diesem Buch so fasziniert, dass ich die Geschichte bis heute nicht vergessen habe? Hätte der Sohn im ersten Anlauf Mut gezeigt, wäre es eine normale Geschichte darüber gewesen, wie wir innerlich wachsen können: ich bin ein Kind, mein Vater traut mir etwas zu; ich schaffe es, bin stolz und traue mir auch selbst mehr zu. So aber ist es viel mehr: eine Geschichte des Erwachsenwerdens, des Über-sich-selbst-Hinauswachsens. Vater und Sohn erfahren den Schmerz der Angst, des Scheiterns und der Enttäuschung. Dem Vater gelingt es nicht, auf seinen Sohn zuzugehen, er will nur noch den Stier zur Strecke bringen, der ihr Beziehung auseinandergbracht hat. Der Sohn glaubt, dass seine Angst ihn ausschließt aus der Gemeinschaft der Starken und Tapferen, zu der sein Vater gehört. Erst als er die Angst, die Schwäche im Gesicht des Vaters erkennt, versteht er, dass sie beide verbunden sind in dem Schicksal aller Menschen: Angst zu haben und manchmal vor ihr zurückzuweichen, manchmal schwach zu sein, manchmal zu scheitern, aber auch gemeinsam mit der Angst, durch die Angst hindurch weiterzumachen und zueinanderzufinden.

In der Psychosomatik und der Psychologie sprechen wir von Angst als einem sogenannten „negativen Gefühl“. Dazu gehören auch Trauer, Wut und Ekel. Nega-

tiv ist das Gefühl, weil es, wie wir alle leidvoll erfahren haben, unangenehm ist, und wir es deshalb möglichst vermeiden wollen. Niemand möchte gerne Angst haben. Ist es deshalb ein erstrebenswertes Ziel, möglichst wenig oder sogar gar keine Angst mehr zu haben?

Nein – denn Angst mag unangenehm sein, aber sie ist auch lebensrettend. Die Angst ist biologisch gesehen ein sehr altes Gefühl. Sie hat sich evolutionär herausgebildet, damit wir gefährliche Situationen überleben können. Wenn unsere Vorfahren eine Höhle betraten und dabei aus Versehen einen schlafenden Höhlenlöwen überraschten, gab ihnen die Angst nicht nur das dringende Signal, dass nun, jetzt, sofort, ein Rückzug oder ein Kampf angesagt sei. Sie lieferte ihnen auch gleich das notwendige Rüstzeug dazu: ein integraler Bestandteil unserer Angst ist eine körperliche Reaktion. Der Herzschlag, der Blutdruck und die Atmung werden gesteigert, damit möglichst viel sauerstoffreiches Blut die Muskeln erreicht, die gleich gebraucht werden. Hingegen werden Magen und Darm, die jetzt nichts Sinnvolles beitragen können, lahmgelegt, was dazu führen kann, dass wir „Schiss“ haben. Die Muskelspannung steigt, wir zittern; und wir schwitzen, weil das prophylaktisch schon mal den Körper abkühlt. Durch die schnellere Atmung kann uns schwindelig werden, und wir reißen die Augen auf, um jede Bewegung um uns herum wahrzunehmen.

So stehen wir auch heute noch mit Herzklopfen, Schweißausbrüchen und Muskelzittern da, wenn wir Angst bekommen. In seltenen Fällen, wenn wir z.B. auf die Straße treten und ein Bus auf uns zukommt, ist diese sofortige körperliche Fluchtbereitschaft, die die Angst uns schenkt, auch heute noch sehr hilfreich. Wir springen zur Seite. Würden wir erst darüber nachdenken, was wir nun tun sollen, wären wir tot.

Es ist aber heutzutage nur noch selten eine körperlich bedrohliche Situation, die uns Angst macht. Die meisten Ängste in unserer modernen Zivilisation sind sozialer Natur: Angst, den Erwartungen anderer nicht zu genügen, z.B. in der Schule, im Beruf oder in einer Freundschaft. Angst, die Beziehung zu einem anderen Menschen zu verlieren, wenn er sieht, wie ich wirklich bin, oder wenn ich es wage, einen Konflikt anzusprechen. Oder sie beziehen sich auf die Zukunft: Angst, dass ich ein Ziel nicht erreiche, dass ich scheitern könnte. Angst vor Krankheit, vor dem Verlust der Arbeitsstelle. Angst vor anderen schwierigen Gefühlen, vor Enttäuschung, Verlorenheit, hilfloser Wut. Manchmal auch Angst vor der Angst, durch die ich mich so schwach und hilflos fühle.

Ich habe gesagt, dass Angst ein hilfreiches Gefühl sei. Kann das auch für solche Ängste gelten? Ja. Wir Menschen sind Herdentiere, und wie alle Herdentiere haben wir Angst davor, von der Herde getrennt zu werden. Die Biologie kennt kein Jugendamt und kein Sozialamt – in der Natur stirbt ein verlassenes Kind, und im Winter stirbt ein Mensch ohne seine Gruppe. Deshalb warnen uns soziale Ängste, wenn wir Dinge tun, die uns von der Gruppe entfernen könnten. Das

führt dazu, dass wir uns meistens an soziale Regeln halten und uns darauf verlassen dürfen, dass auch andere das tun. Ich bin sehr froh, dass meine Mitmenschen nicht ohne Angst sind. Das fängt an bei der Angst, bestraft zu werden, wenn sie ihre Steuern nicht zahlen oder zu schnell fahren. Es setzt sich fort bei der Angst, durch die Eltern oder, später, durch ihr eigenes Gewissen betraft zu werden, wenn sie nicht respektvoll mit anderen umgehen.

Die Angst hat aber über die Angst vor Strafe hinaus eine konstituierende Funktion für unser Zusammenleben. Studien zeigen, dass die Fähigkeit, selbst Angst zu empfinden, und die Fähigkeit, Angst bei anderen zu erkennen, durch die gleichen Hirnstrukturen vermittelt werden. Das heißt, dass nur, wer selbst Angst kennt, auch bei anderen erkennen kann, dass diese schutzbedürftig sind, und diesen Schutz geben kann. Der Hirnforscher Gerd Hüther geht noch einen Schritt weiter. Er betont die allgemein menschliche Erfahrung, dass Angst durch Zusammensein und Zuwendung gelindert werden kann. Schon bei Tieren fällt eine Stressreaktion geringer aus, wenn sie nicht allein sind. Das gilt auch für uns Menschen. Unsere Welt ist voll von Quellen für Ängste. Die Erfahrung, dass Zuwendung von anderen meine Angst lindert, und die Fähigkeit, die Angst auch im Gesicht der anderen zu erkennen und durch mein Dasein lindern zu können, stärken also unsere Fähigkeit zur Empathie und zur Liebe. In der Liebe erkennen wir unsere eigene Angst ebenso an wie die Angst des anderen, wir wollen sie nicht vermeiden, sondern wir sind bereit, sie einzuschließen in ein gemeinsames Wagnis. Zur Liebe wird am 8.7. in dem Gottesdienst zum Thema „Der Liebe trauen“ unter der Leitung von Cornelia Richter und Thiemo Breyer an dieser Stelle dazu noch mehr zu hören sein.

In meinem Jugendbuch ist das der Kern der Geschichte, und es ist das, was mich so sehr anrührt. Als der Junge im Gesicht des Vaters die gleiche Angst wiedererkennt, die auch ihn so getroffen hat, kann er sich selbst wieder annehmen. Er kann wieder mutig werden, mit Angst und ohne die Sicherheit, dass dieser gelingen wird.

In der Psychotherapie sind Ängste ein sehr zentrales Thema. Patienten, die an einer Angststörung leiden, vielleicht häufig Panikattacken erleiden müssen, möchten am liebsten gar keine Ängste mehr haben. In einer Verhaltenstherapie lernen sie aber, dass das Ziel gar nicht ist, keine Angst zu bekommen. Nein, das Ziel ist, zu lernen, dass diese Angstreaktion zum Menschen, zum Menschsein dazugehört, biologisch normal und zwar unangenehm, aber ungefährlich ist. Und dass der Versuch, diese Angstreaktion zu vermeiden, letztendlich mehr Probleme macht als die Angst selbst. In der Therapie wird dann geübt, genau diese Angst zu bekommen und zuzulassen, um zu erkennen, dass sie aushaltbar und vorübergehend ist. Damit wird die Angst etwas, was zu mir gehört, was ich nicht bekämpfen muss, sondern bewältigen kann, und wenn ich sie bewältigen kann, muss ich sie nicht mehr so fürchten: die Angst wird kleiner.

In der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie sind Ängste ein wichtiger Wegweiser. Wenn wir uns in der Therapie schmerzlichen Gefühlen nähern, die in der Vergangenheit verdrängt worden sind, entsteht oft eine intensive Angst. Werde ich es aushalten können, wieder zu fühlen, wie verletzt, hilflos, verängstigt, verloren ich mich damals, meist in der Kindheit, gefühlt habe? Habe ich mir nicht, unbewusst, geschworen, dieses Gefühl für immer zu vergraben? Werde ich wieder verletzt, wenn ich mich in all meiner Schwäche einem anderen Menschen zeige? Werde ich noch vor mir selbst bestehen können? Es ist eine große und mutige Aufgabe, die Angst davor auszuhalten, was geschehen wird, wenn ein Mensch sich vor sich selbst und vor anderen als schwach, fehlbar, ängstlich zeigt. Natürlich geht es in der Psychotherapie auch darum, nicht nur die Schwäche zu sehen, sondern die eigene Kraft spüren zu dürfen und zu können. Damit verbunden ist aber die Überzeugung, dass diese Kraft auch fehlbar sein darf, dass wir alle nur mit Wasser kochen, dass die Angst kein Mangel ist.

Zu meiner Schwäche stehen zu können und zu dürfen bedeutet also nicht, ganz in der Opferrolle aufzugehen. Wie das Wort Opferrolle schon sagt, handelt es sich dabei um eine Rolle, in der Schwäche vorgezeigt und besonders betont wird, um dringend benötigte Zuwendung und Aufmerksamkeit zu bekommen. Dieses Verhalten ist eben gerade nicht ein ehrliches Bekennen von Schwäche, für welche der Betroffene auch kritisiert werden könnte, sondern vielmehr der Versuch, in keiner Weise aktiv und damit vielleicht angreifbar zu werden. Stattdessen möchte er vielleicht noch für seine Opferbereitschaft bewundert werden. Als Gegenüber spüren wir dann neben Mitleid oft auch einen Ärger, den wir uns nicht gleich erklären können. Ich erlebe dies oft bei Patienten, denen als Kind nie erlaubt worden ist, auf ihre eigene Kraft stolz zu sein und damit etwas bewirken zu können. Die nicht die Erfahrung machen durften, der „Glanz im Auge der Eltern“ zu sein, wie der bekannte Psychoanalytiker Heinz Kohut das formuliert hat, sondern die von mächtigen Erwachsenen abgewertet und kleingehalten wurden. Und denen als einziger Ausweg die Rolle des schwachen, aber dabei vorwurfsvollen Opfers geblieben ist. Diese Rolle zu verlassen, und zu lernen, zur eigenen Stärke und der damit verbundenen Verantwortung auch für eigene Fehler zu stehen, ist wiederum für sie mit sehr viel Angst verbunden.

Es wäre fatal, wenn Paulus, wenn er sich am allerliebsten seiner Schwachheit rühmen möchte, damit die Opferrolle gemeint hätte. Dass in der Schwäche auch Stärke liegt, kann aus meiner Sicht nicht bedeuten, dass wir nur dann Gottes Zuwendung bekommen, wenn wir unsere eigene Kraft verleugnen und hungrig darauf warten sollen, errettet zu werden. Ich möchte den Text deshalb im Kontext des heutigen Themas, in Ängsten mutig zu werden, so verstehen, dass damit die Stärke gemeint ist, unsere Angst, nicht gut genug zu sein, nicht unseren Erwartungen und derjenigen der anderen entsprochen zu haben, im entscheidenden Augenblick versagt zu haben, an einer Aufgabe gescheitert zu sein – diese Angst vor uns selbst zu akzeptieren und den Mut zu haben, sie auch anderen mitzuteilen. Die Angst mag dadurch weniger werden, aber sie zum Verschwinden zu

bringen ist nicht das Ziel. Es geht auch nicht darum, vor der Angst zu resignieren, oder die Angst zu „überwinden“. Es geht darum, anzuerkennen, dass Angst, Schwäche, zu mir gehören, und zu dir, und dass es, wie wir aus der Stoa gehört haben, „gut“ ist. Und die Erfahrung machen zu dürfen, meine Angst gespiegelt sehen im Gesicht des anderen, des Mitmenschen, der Psychotherapeutin, der Seelsorgerin, die uns nicht nur damit annehmen, sondern die mit uns das Wissen teilen, dass dies zum Menschsein gehört. Und wiederum andere zu ermutigen, nicht ohne oder trotz, sondern mit ihrer Angst leben zu können, sogar zu wollen. Dieser Moment ist eine ganz besondere Erfahrung, er birgt ein Geheimnis, das uns über uns hinauswachsen lässt. Dann ist es, wie bei Paulus, tatsächlich ein Moment der Transzendenz, ein Geschenk, das darin liegt, dass wir alle Menschen sind. Oder, wenn Sie so wollen, dass auch in unserer Schwäche etwas Göttliches liegt, etwas, das über uns hinausweist, und uns ermöglicht, mutig zu werden. Das zu wagen und erleben zu dürfen wünsche ich uns allen.

Richter:

Deine Hoffnung trägt Dich nicht, Franziska, denn Paulus hat in diesem Sinn keine Opfertheologie formuliert – das wäre in der Tat fatal gewesen. Umso tragischer ist es, dass das Rühmen der Schwachheit in manchen Epochen der Kirchengeschichte eine unrühmliche Geschichte hat: Es hat zu einer Leidensmystik geführt, zu einer moralischen Übersteigerung des Leidens und zu einer schwarzen Pädagogik, die jedes Leid als wünschenswerten/erstrebenswerten Weg der Selbsterkenntnis und Besserung und Sinnfindung beschönigt und verharmlost hat. Das hat es tatsächlich gegeben und manche unserer Kirchenlieder zeugen noch davon: Da wird das elende und gefesselte Sündersein mehr gefeiert als die befreiende Anerkennung unserer Angst. Das ist eine Pervertierung der Sündenthematik, auf die Ihr uns mit der Psychotherapie seit dem Beginn des 20. Jh. zu Recht nachdrücklich hingewiesen habt. Zwar ist das in der Theologie seit der Aufklärungszeit nicht ganz unbekannt, aber auch die Argumente der aufgeklärten Theologie haben sich leider nicht immer durchgesetzt. Paulus selbst hat es anders gemeint und die weitaus größere Zahl unserer Lieder folgt ihm darin. Für Paulus markiert die mit dem Kreuzestod Jesu verbundene Heilsvorstellung den entscheidenden Unterschied zwischen dem christlichen Glauben und sämtlichen sonstigen Lebenshaltungen:¹³ Kreuz und Leid sind für ihn keine notwendigen, gar erstrebenswerten Bedingungen für die Zuwendung Gottes. Sondern das Kreuz bringt die Gewissheit zum Ausdruck, dass Gott sich der abgründigen Not, dass er sich Leid und Angst nicht entzieht, sondern in ihnen zum Heil der Welt gehandelt hat – und zwar so, dass dies ein für allemal geschehen ist, damals wie heute und in alle Ewigkeit. An der Geschichte Jesu Christi hat Paulus dies gelernt, aus seiner Geschichte überträgt er es deshalb auf sich selbst und auf unser aller Leben. In unserer Schwäche, in unserer Unvollkommenheit und in dem Trost über Schwäche und Unsicherheit hinaus spiegelt sich, wie Gott in dieser

¹³ Michael Wolter: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, 2011.

Welt handelt. Am Kreuz Christi zeigt sich, dass wir vor dem Kreuz keine Angst haben müssen – gerade dann, wenn wir Angst haben.

Paulus preist deshalb nicht die Schwachheit selbst, sondern er preist das Bewusstsein der eigenen Schwachheit; das Bewusstsein, die eigene Schwäche wahrzunehmen, zu artikulieren, einzugestehen und zu reflektieren – weil wir nur deshalb den Blick wegzulenken vermögen auf das, was uns zukommt. Darin wärt Ihr Euch also erstaunlich einig. Einig wärt Ihr Euch auch darin, dass nicht einmal das Heben des Blickes einem Menschen selbstverständlich zukommt, sondern eine Gnadenerfahrung ist. Das „Rühmen“ in V. 10 ist deshalb kein sich loben, sich preisen, sich hervorheben, sich brüsten; es heißt nicht, die eigene Schwäche zu instrumentalisieren. Sondern es ist ein Einwilligen, Billigen, Anerkennen des eigenen, schwachen Ich/Selbst. Für das sich Paulus deshalb angewiesen weiß auf die Gemeinde in Korinth, so wie wir uns heute auf andere Menschen angewiesen finden. Angewiesen auf Familie und Freunde oder auf die professionelle Hilfe von Psychologinnen und Seelsorgern. Vieles davon lässt sich völlig säkular und nicht-religiös beschreiben. Vor allem kennen wir heute dank der Psychologie sehr viel mehr und genauere Hilfestellungen in Krisenzeiten und wir wissen dank Euch präziser, wie wir von Schwachheit, Angst und Opfer zu reden haben. Aber dass wir Menschen finden, die uns tatsächlich helfend zur Seite stehen können, deren Hilfe uns trägt, das ist so wenig selbstverständlich, dass es das Moment der Gabe, des Geschenks und der Gnade mit sich trägt. Noch weniger selbstverständlich ist es, wenn es uns an der Seite dieser Menschen am Ende des Tages tatsächlich gelingt, unsere Angst anzunehmen und den Blick zu heben. Das ist wirklich, wie Du gesagt hast, ein Moment von Transzendenz.

So kommt es am Ende in unserem Gespräch zwischen Universität und Gemeinde, zwischen der Bibel, unseren Kindergeschichten mit der Angst vor dem Stier und heute vielleicht auch mit der Angst des Torwarts vorm Elfmeter doch auf dieses an: Die eigene Schwäche als Teil des gemeinsamen und des geteilten geschöpflichen Lebens zu verstehen, sie zum Ausdruck zu bringen und sie im Gebet Gott anheim zu stellen – im Vertrauen darauf, dass uns gesagt ist: Fürchte Dich nicht. Auf dass wir berührt und angerührt werden, auf dass wir aus unserer Angst heraus mutig werden. In diesem Sinne bitten wir gemeinsam darum, dass sich Finsternis in Licht verwandeln möge, Leid in Freude, Angst in neue Zuversicht – und dass in all dem der Friede Gottes unsere Herzen und Sinne bewahre. Amen.

Verstehen kultivieren: 1 Kor 14, 18-20

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. med. Lukas Radbruch

24.06.18, 4. Sonntag nach Trinitatis

I. Wenn heilige und andere Sprachen unverständlich werden

Hauschildt:

Liebe Schlosskirchengemeinde!

Was nützt das Reden, wenn es keiner versteht? Was nützt solch Reden, das keiner versteht, wo es eigentlich doch das Gegenüber erreichen möchte! Was nützt selbst ein „heiliges“ Reden, wenn es keiner versteht!

Dabei ist es ja nicht so, dass ein unverständliches heiliges Reden keinen Eindruck machen würde. In den Religionen, auch der christlichen Religion, hat sich das ja durchaus entwickelt: Rituelles gottesdienstliches Reden wurde als so heilig empfunden, dass man an den gefundenen Formulierungen nichts mehr ändern wollte. Diese wurden selbst dann noch beibehalten, als keiner mehr im Alltag die Liturgiesprache sprach und sie zur unverständlichen Fremdsprache geworden war. So etwa, als das Latein die Liturgiesprache blieb, obwohl man im Land längst italienisch sprach, oder französisch, deutsch, polnisch usw. Da büßten die lateinischen Formulierungen, bei allem Heiligkeitseindruck, ihre Menschlichkeit ein.

Einzelne Worte oder Ausrufe mögen als Fremdworte in eine andere Sprache eingehen und bleiben da verständlich. Wie das hebräische „Halleluja“ – „Gelobt sei Jahwe“ oder das griechische „Kyrie eleison“ – „Herr, erbarme dich“ oder das lateinische Kruzifix, das Zeichen des am Kreuz fixierten Christus. Aber allein damit kann man kein aktuelles und spezielles Verstehen erreichen.

Der Sachverhalt ist nicht auf das Phänomen von lateinischer Liturgie beschränkt. Auch die traditionelle deutsche Kirchensprache kann zur sogenannten „Sprache Kanaans“ werden, der Sprache anderer, bei der die Hörer nichts wirklich mitkommen, auch selbst dann, wenn sie einzelne Vokabeln kennen. Für Paulus in seiner Gemeinde, nur ein paar Jahrzehnte nach Jesu Tod, stellt sich auch das Verständnisproblem – in seinem Fall beim Phänomen des ekstatischen Zungenredens. Dabei ist er damals, ganz anders als wir, selbst ein eifriger Zungenredner. Insofern war auch er tatsächlich näher an Praktiken dran, die ab dem Jahr 1900, ausgehend von Los Angeles, für die Pfingstbewegung wichtig wurden: Wo Zungenrede ist, erst da ist der Heilige Geist eindeutig da – so die Meinung in dieser Variante des Christentums.

Und doch sieht Paulus es anders. Die längere Passage aus dem 1. Korintherbrief dazu haben Sie vorhin als Lesung gehört. Die lässt sich auf drei Sätze darin kondensieren, die Verse 18- 20 des 14. Kapitels. Ich zitiere sie noch einmal:

„Ich danke Gott, dass ich mehr in Zungen rede als ihr alle. Aber ich will in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit meinem Verstand, damit ich auch andere unterweise, als zehntausend Worte in Zungen. Liebe Brüder und Schwestern, seid nicht Kinder, wenn es ums Verstehen geht; sondern seid Kinder, wenn es um Bosheit geht; im Verstehen aber seid erwachsen.“

Wenn ihr, von eurem Glauben an Christus her, kindlich sein wollt, dann seid das so, dass ihr so lebt, als wüsstet ihr nichts über Bosheit. Aber zum Glauben gehört ein Verstehen von der Art, wie das zwischen Erwachsenen – eines, das gelernt hat, sich dem Gegenüber *bewusst verständlich* zu machen.

Nicht nur beim ekstatischen und rituellen Sprechen kommt ein für andere unverständliches Reden und darum Kommunikations- und Verstehens-Hindernis vor. Es findet sich auch bei der Verwendung von Sprachen, denen es gerade um exakte Formulierung geht. Die Wissenschaftssprache, auch theologische Wissenschaftssprache, hat ebenfalls davon etwas an sich, wird dann zu einer fachtheologischen Art von Zungenrede.

Neben schwer- bis unverständlichen Sprachen gibt es auch *Situationen*, wo es nicht einfach ist, sich gegenseitig zu verstehen. Gerade da, wo das Verstehen wichtig ist, weil es mit schwierigen Problemen umzugehen gilt und wo sich Zustände immer wieder erneut verändern. Wie lässt sich da das Verstehen kultivieren? Eine der besonders schwierigen Situationen ist die von schwerer Erkrankung und Sterben.

Zur Universität gehört die medizinische Fakultät samt den medizinischen Kliniken. Dort werden kranke, auch vom Tod bedrohte Menschen behandelt – bei Einsatz von jeweiligen fach- medizinischen Teildisziplinen. Lukas Radbruch ist Bonner Universitätsprofessor für Palliativmedizin und Praktiker in diesem Fach. Das ist darauf spezialisiert, Menschen zu behandeln, gerade auch ihre Schmerzen, bei denen die medizinischen Möglichkeiten zur Heilung und Abwendung des Todes an ihre Grenzen gestoßen sind. Wo es darum geht, eine gewisse Zeit noch möglichst gut bis hin zum ziemlich sicher nicht mehr fernen Sterben zu leben. Herr Radbruch ist auch Präsident der Gesellschaft für Palliativmedizin.

Lieber Herr Radbruch – wie stellt sich für Sie die Anforderung dar, das Verstehen zu kultivieren im Gegenüber bei der Begegnung von Ärztinnen und Ärzten mit Patientinnen und Patienten?

II. Medizinisches Fachchinesisch, Haltung des Respekts und Metaphern des aushaltenden Gestaltens

Radbruch:

In fremden Zungen reden – da ist meine erste Assoziation das Fachchinesisch, mit dem wir Ärzte uns so präzise ausdrücken können, dass die Patienten gar nichts mehr verstehen. Oder wissen Sie was hier mit dem Auszug aus dem Befund gemeint ist: „Es handelt sich um ein NSCLC Stadium T3N1M1, ED 2/18, poststenotische Pneumonie nach Unterlappenbronchus-verschluss, V.a. Hirnfiliae“? Gemeint ist ein Lungenkrebs, der sich weit ausgebreitet hat und mittlerweile auch im Hirn Absiedelungen gebildet hat.

In der Reihe der Langenscheidt-Wörterbücher gibt es mittlerweile auch einen Band „Arzt- Deutsch“ als Übersetzungshilfe, was der Arzt meint. Auch wenn dieser Band von Eckhart von Hirschhausen nicht ganz so ernst gemeint ist, erfüllt es mich als Arzt doch mit Besorgnis, wenn es in Deutschland auf der Internetseite „Washabich.de“ wirklich mittlerweile ein vielgelobtes Studentenprojekt braucht, in dem Medizinstudierende Arztbriefe und Befunde für die Patienten in verständliches Deutsch übersetzen.

Natürlich finde ich es nicht schlimm, dass wir im Team im Krankenhaus eine eigene Fachsprache entwickeln, damit wir uns schneller und effektiver verständigen können. Und diese Fachsprache ist vielleicht sogar so spezifisch, dass mich die Kollegen aus der Abteilung ne-benan schon nicht mehr richtig verstehen. Ich bin als Palliativmediziner vor einigen Jahren in die Transplantationskommission berufen worden. Und ich kann Ihnen sagen, dass es doch einige Zeit gedauert hat, bis ich all die Abkürzungen und Fachbegriffe verstanden habe. Je nachdem, wo ich als Arzt arbeite, kann die Abkürzung HWI mal Harnwegsinfekt und mal Hinterwandinfarkt bedeuten, was für die Behandlung ja doch einen kleinen Unterschied macht.

Eigentlich ist es doch gar nicht so schwer, sich mit Patienten und Angehörigen in einfachen und klaren Worten zu unterhalten. Wenn ich manchmal nach Vorträgen gelobt werde, dass ich verständlich gesprochen habe, und so wenig Fremdworte benutzt habe, dann wundert mich das, weil das doch eigentlich selbstverständlich ist. Oder jedenfalls sein sollte!

Verstanden zu werden, den Anderen zu unterweisen (wie Paulus sagt) und Informationen zu vermitteln ist ja das wesentliche Ziel von Kommunikation, nicht die Selbstdarstellung des Redners. Und nirgendwo wird mir das deutlicher als in der Palliativmedizin, wenn es zum

Beispiel um die Vermittlung schlechter Nachrichten an Patienten und Angehörige geht. Also zum Beispiel: dass eine Heilung nicht mehr möglich ist, dass die Krankheit in absehbarer Zeit zum Tod führen wird, oder dass die Versorgung zu Hause nicht mehr möglich sein wird und ein Umzug in ein Pflegeheim oder ein

Hospiz ansteht. Solche Gespräche sind nicht einfach. Auch gestandene Ärzte tun sich damit oft schwer. Glücklicherweise kann man es aber lernen. Ein ganz wichtiger Teil unseres Studentenunterrichts in der Palliativmedizin ist deshalb das Kommunikationstraining. In kleinen Gruppen lernen die Studierenden in Gesprächen mit Schauspielpatienten, wie man solche Gespräche führt. Ich hoffe also, dass die nächste Generation von Ärzten hier besser gerüstet ist, und in solchen Ausnahmesituationen bei schwerst- kranken und Sterbenden, aber auch als Notarzt oder auf der Intensivstation besser reagieren können.

Kommunikation bedeutet aber nicht nur, dass ich als Arzt meinem Gegenüber Informationen so übermitteln kann, dass er sie auch versteht. Ein wichtiger Grundsatz in der Kommunikation ist: Gesagt ist nicht gehört. Auch wenn ich alle wichtigen Informationen gesagt habe, ist nicht sicher, dass mein Gegenüber das auch so verstanden hat – oder verstehen will. Wie kann ich aber nun das Verstehen kultivieren? Dafür muss ich wiederum erst mal verstehen, was für mein Gegenüber wichtig ist. Ich darf nicht einfach nur meine eigenen Prioritäten verfolgen, also zum Beispiel die Aufklärung zur Diagnose schnell und fachgerecht durchzuführen, sondern muss mich auch dafür interessieren, was mein Gegenüber beschäftigt, was seine Sorgen und Ängste sind, und vielleicht auch welche Wertvorstellungen und Grundhaltungen er hat.

Ich brauche vor allem auch Respekt gegenüber anderen Prioritäten oder Wertvorstellungen. Als Beispiel sei ein Thema genannt, mit dem ich mich aktuell sehr beschäftige: der Wert von Ambivalenz, also Unentschlossenheit, hin und her gerissen zu sein zwischen zwei Möglichkeiten (zum Beispiel Chemotherapie trotz Nebenwirkungen machen, oder einfach damit aufhören und die verbleibende und vielleicht kurze Lebenszeit anders nutzen). Als Arzt hätte ich gerne klare Entscheidungen vom Patienten: diesen Weg oder den anderen, wo soll es bitte langgehen. Wir möchten gerne die Kästchen im Behandlungspfad ankreuzen und Klarheit haben, wie es weiter gehen soll. Für viele Patienten ist es aber sehr schwer, solche Entscheidungen zu treffen, wenn keine der Alternative wirklich gut ist. Auch wenn die Hoffnung auf einen Therapieerfolg ganz winzig oder vielleicht schon ganz unreal ist, kann es für schwer- kranke Menschen wichtig sein, sie nicht ganz aufgeben.

Die Schulbuchantwort der Palliativmedizin lautet: es geht doch jetzt um eine möglichst hohe Lebensqualität für die verbleibende Lebenszeit (also wenn wir dem Leben nicht mehr Tage geben können, sollten wir den Tagen mehr Leben geben), und das heißt doch die Chemothe- rapie zu beenden, wenn die Erfolgschancen zu winzig sind. Aber für manche Patienten ist das eben nicht richtig, und es ist besser, die Dinge noch etwas länger in der Schwebe zu halten und erst mal weiterzumachen wie bisher mit der Therapie.

Verstehen kultivieren kann sich dann auch in der Sprache ausdrücken. Ein Forschungsprojekt hat die Metaphern untersucht, die Ärzte im Umgang mit Patienten mit Krebserkrankungen benutzen. Dabei fällt ein Wandel auf von Kriegs-

und Gewaltmetaphern zu Reise- und Weg- metaphern. Früher wurde gegen den Tumor gekämpft, Patienten sollten nicht aufgeben. Heute werden Patienten begleitet, die Kliniken richten Lotsenstellen ein, Patienten begeben sich auf einen Behandlungspfad. Aber manche Patienten wollen nicht reisen, sie wollen kämpfen, sie wollen den Arzt als Ritter in schimmernder Rüstung an ihrer Seite. Da muss ich mich dann auch in meiner Sprache an die Bedürfnisse des Patienten anpassen.

Klaus Dörner hat mal gesagt, man müsse als Arzt eine andere Haltung entwickeln: der Arzt solle dem Patienten dienen. Das finde ich schwierig, ich glaube, dass gerade schwerkranke und sterbende Menschen Anspruch auf mehr als einen Diener haben. Ich meine, dass die wichtigste Haltung des Arztes der Respekt vor der Person ist, die ihm gegenüber sitzt oder liegt. Wenn ich ihn als Person respektiere, in all seinen Haltungen, Facetten und Bedürfnissen, dann kann ich versuchen zu verstehen. Wenn ich eine solche Haltung im Umgang mit Patienten und Angehörigen entwickeln kann, kann ich auch Verstehen kultivieren.

III. Spiritual care bei Medizin und Pflege, wohltuende Distanz und Nähe, und die Menschlichkeit des christlichen Glaubens

Hauschildt:

Erfahrungen mit der Kultivierung des Verstehens in der Medizin finde ich interessant. Auch, so scheint mir, spiegelt sich ihnen vieles wieder, was das Nachdenken über die Gegenwartsbedeutung der biblischen Worte des Paulus weiter schärft. Da ist die eindrückliche Schilderung davon, wie Fachsprachen denen, die mit ihr nicht vertraut sind, das Verstehen verbauen. Es ist ja auch im Gottesdienst so viel leichter, sich mit dem Gebrauch religiöser Fach- und Traditionssprachen abzusichern. Das hat seinen Wert für die Binnen- und Fachkommunikation. Paulus formuliert deren *Grenze* so: „Wer in Zungen redet, der erbaut sich selbst“ (V. 2a). Aber wenn in Situationen es das Wichtigste ist, das Gegenüber zu erreichen, um mit ihm und für es die Situation zu verändern und zu verbessern, dann ist da die unverständliche Sprache fehl am Platze.

In Ausnahmesituationen im Leben, die den Körper, die Psyche und das Denken an ihre Grenzen führen, gerade da ist die Kommunikation besonders schwierig – und besonders nötig. Denn sie soll ja gerade *nicht* dazu führen, was Paulus so beschreibt: „Wenn ich nun die Bedeutung der Sprache nicht kenne, werde ich ein Fremder sein für den, der redet, und der redet, wird für mich ein Fremder sein.“ (V. 11) Also geht es darum, sich genau an der Frage zu orientieren, die Lukas Radbruch aufstellt: „Was ist für mein Gegenüber wichtig?“ Bei Paulus in Bezug auf den Gottesdienst wäre das dann die Frage: Was lässt sich verstehen von jemandem, dem die spezifisch religiösen Traditionen und Ausdrücke nicht ver-

traut sind? Nicht auf die Insider, sondern auf das konkrete Gegenüber richtet sich hier die Kommunikation aus.

Das ist einerseits schlicht rhetorische Optimierung der Kommunikation, um möglichst wirksam zu sein. Insoweit ist es auch vertraut als eine Grundregel für Werbung, auch bei Werbung für Religion. Anders kommt man nicht an die Leute ran. Doch Lukas Radbruch lässt es nicht dabei bewenden. Für gutes ärztlichen Verhalten, und das zeigt sich in den schwierigen Situationen mit ihren herausfordernden Kommunikationen mit aller Klarheit, da kommt es auf noch Tiefgehenderes an: auf eine Haltung. Es kommt auf eine bestimmte Haltung an. Er sagt: „Die wichtigste Haltung des Arztes [ist] der Respekt [...]“.

Es geht nicht um vorgespeltes Interesse. Nicht um Durchsetzung beim anderen, ohne dass der es merkt. So dumm sind die Menschen auf Dauer auch nicht, dass sie am Ende nicht doch das spüren, was die Person, die sich einem verständlich machen will, wirklich treibt. Auch beim sog. „Halbgott in Weiß“. Es geht hier um eine an der eigenen Person angesiedelte Haltung in Bezug auf andere. Haltung – das ist eine Einstellung und die Übung darin, dass sie einem zur zweiten Natur wird. Das ist der Schlüssel von Seelsorge und es ist genauso der Schlüssel von guter ärztlicher Kommunikation mit Patienten gerade in den schwierigen Situationen. Es ist eine Art spiritueller Sorge, eine Art spiritual care – auch durch Medizinerinnen und Mediziner und Pflegepersonal – als einer Kultivierung des Verstehens.

Paulus will im 14. Kapitel des 1. Korintherbriefs seine Gemeinde dazu bewegen, darauf zu achten, nicht unverständlich zu reden und damit die Anwesenden zu ignorieren. Er hat gerade im Kapitel davor dargelegt, von welcher Perspektive er argumentiert. Denn das Kapitel 13 davor ist das berühmte sogenannte „Hohelied der Liebe“ mit dem Schlusssatz: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe. Aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.“ Und sein erster Satz in unserem Kapitel, noch bevor er auf das eigentliche Thema des Kapitels zu sprechen kommt, knüpft daran an. Denn er lautete: „Strebt nach der Liebe.“ Dies steht im Hintergrund von Verstehen wollen und sich verständlich machen wollen.

Nun erscheint in unserem gängigen Sprachgebrauch mit „Liebe“ mehr die pure Emotionalität gemeint zu sein, ja ein ekstatisches Gefühl so wie bei der Zungenrede. Die Haltung des „Respekts“, wie Lukas Radbruch es nannte, enthält demgegenüber offensichtlich mehr Elemente von Distanz. Ich finde, er hat damit Recht. In der Rede von der Liebe als Nächstenliebe, ja als Feindesliebe wird es auch deutlich, dass es um eine solche Haltung geht.

Doch warum das Moment der Distanz – auch in aller Zuwendung? Lukas Radbruch hat auf die Zusammenhänge hingewiesen: Zum Umgang in bestimmten medizinischen Situationen und als Herausforderung für Patienten und von daher auch für Mediziner gehört auch dies: *Unklarheiten und Ambivalenzen aushalten*, nicht unbedingt pur uneingeschränkt für das eine und damit gegen das

andere sich entscheiden zu wollen oder zu müssen, und nicht nur bei sich zu sein und nicht beim anderen, und auch nicht nur beim anderen und nicht mehr bei sich (Die Rede davon, den Patienten zu dienen, das pure Ideal von nichts als dienen, hat darin ein gewisse Schwäche). Was wirklich die gerade angemessene Charakteristik von Lebensqualität für die Patienten ist, lässt sich nicht von vornherein entscheiden - trotz aller hilfreichen Überlegungen zu Standards. Es braucht auch darüber den Austausch.

Zusätzlich hat Lukas Radbruch darauf hingewiesen, wie in Krankheits- und in Sterbeprozessen Metaphern im Kommunikations-Austausch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen: Sprachbilder des aktiven Kämpfens und solche des Bewältigens einer Wegstrecke, wohin sie auch führen mag. Es sind Metaphern, die bei allem Aushalten ein Gestalten in diesen Lebens-situationen einem vor Augen malen. Die Hoffnungen einspielen und Aktivitäten ansprechen, selbst da, wo es – rational gesprochen – keine guten Alternativen mehr gibt. Die Sprachbild-deutungen und die Gefühle müssen nicht vereinheitlicht werden. Nicht zwischen medizinischer und subjektiver Deutung, nicht zwischen Arzt und Patient. In der Haltung des Respekts füreinander werden sie mitgeführt.

Um das Beieinander von Distanz und Nähe geht es auch beim christlichen Glauben. Denn der spielt die Vorstellung ein: Der transzendente Gott ist einerseits ganz anders, kann auch als ganz fern erfahren werden, und andererseits ist er ganz nah, so nahe wie sonst niemand einem sein kann. Dementsprechend wird Jesus Christus zugleich als von Gottvater gesandter Sohn wie als ein genauso wie wir leidender Mensch angesehen. Und die ekstatische Zungenrede wird von denen, die sie erleben, als ein Wirken des Geistes aus der Transzendenz voller Überwältigung und voller Nähe erfahren. Paulus rückt aber nun in unserem Predigttext das Phänomen religiöser Gefühle und Praktiken pointiert ein in die Fragen des Verstehens und der Verständlichkeit. Er setzt die Zungenrede dabei in einen Kontrast zu einem prophetischen Reden. Dies tut er, um deutlich zu machen: Die stark religiös-christliche Kommunikation, wenn sie relevant sein soll für andere, benötigt Verständlichkeit und Verstehen.

Es geht also um eine Kultivierung des Verstehens – in einem guten medizinischen Alltag gerade bei den herausfordernden Situationen und in der guten religiösen Kommunikation ebenso.

Das betrifft dann auch die Kommunikationsform Gottesdienst. Sie hat Paulus im Blick. Und für sie formuliert er einen auf den Gottesdienst insgesamt bezogenen Satz. Der zieht eine Art Fazit in Sachen von göttlichem Geist und menschlichem Verstand, von Emotionalität und Rationalität, von Nähe und Distanz. In Vers 15 des Kapitels schreibt er von der religiösen christlichen Kommunikation von Erwachsenen: „Wie soll es aber sein? Ich will beten mit dem Geist *und* will auch beten mit dem Verstand; ich will Psalmen singen mit dem Geist *und* will auch Psalmen singen mit dem Verstand.“ So fasst Paulus die Menschlichkeit des christlichen Glaubens als Kultivierung des Verstehens.

Das Heilige als Humanum, Schlosskirche in der Universität Bonn, Sommersemesters 2018

Und der Friede Gottes, der – in dieser Weise – höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Rituale begehen: Gen 12,1-4a

Prof. Dr Michael Meyer-Blanck

01.07.18, 5. Sonntag nach Trinitatis

[1] Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.

[2] Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.

[3] Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.

[4] Da zog Abram aus, wie der HERR zu ihm gesagt hatte.

Liebe Gemeinde!

Zweimal dasselbe tun heißt sich wiederholen; dreimal dasselbe tun heißt ein Ritual begehen. Wer etwas dreimal tut, wiederholt sich bewusst – und in dieser Bewusstheit steckt der Wunsch, einen Sinn wahrzunehmen, einen Sinn zu stiften oder einen Sinn zu verbreiten. Nicht jede Wiederholung ist sinnvoll – aber das Ritual als Handlungsform behauptet genau das: eine Wiederholung aus gutem Grund zu sein, Sinn in sich zu bergen und so einen Halt zu bieten.

„Rituale begehen“, so lautet das mir für diesen Gottesdienst vorgegebene Thema. Dieses Thema ist sperriger als „Verstehen kultivieren“ (so letzte Woche) und als „der Liebe trauen“ (nächste Woche); denn wir Protestanten sind prinzipielle Ritualskeptiker. Schließlich entstand die Reformation vor allem an der Ritualkritik und entfaltete sich als Ritualreform. Darum halten wir Evangelische den Glauben im Herzen, das Ereignis des Augenblicks, und die persönliche Echtheit für wichtiger als die äußere Form. Das Ritual hat nur sein Recht, wenn es diesen evangelischen Prinzipien entspricht. Vorsicht Ritual! Gefahr von Routine und Irrlehre! Diese Warntafeln haben wir in der Reformation, in der Aufklärung und in den 1970er Jahren aufgestellt und runderneuert.

Es kommt noch etwas Erschwerendes hinzu. „Rituale begehen“, – dieses Thema ist am Sonntag vom Fischzug des Petrus kombiniert mit zwei Texten, die exakt das Gegenteil vom Ritual sagen. Heute ist der Sonntag vom großen Aufbruch. Abraham und Petrus, beide verlassen ihre Lebensorte, ihre Routinen, ihre Alltagsrituale. Der Widerspruch zwischen Abraham, Petrus und dem Ritual ist offenkundig. „Wer aufbricht, der kann hoffen“, singen wir gerne, aber nicht „Routine lässt uns hoffen“.

Es gehört zur festen Semantik evangelischer Gottesdienste, dass man ständig aufbrechen soll, kann oder darf zu neuen Ufern – während es dann realiter dann doch wieder nur der Aufbruch zum Sonntagsspaziergang oder zum Kaffeepausch

nach der Kirche wird. Wie passt das alles zusammen? Ritual und Petrus und Abraham – das ist jedenfalls eine veritable Spannung. Wir können nicht ständig aufbrechen – wir brauchen auch rituelle Routinen, um überhaupt Neues verkräften zu können. Wir können aber auch nicht einfach in Ritualen leben – wir brauchen Veränderungen und neue Herausforderungen, um nicht intellektuell einzutrocknen, um nicht sozial zu verkümmern und nicht geistlich zu ermaten. Nur Ausnahmeerscheinungen wie Immanuel Kant konnten in völliger äußerer Routine leben, gewissermaßen als Widerlager zur eigenen Genialität. Aber wir Normalen werden dann mehr als wunderbar. Das Ritual braucht den Aufbruch und der Aufbruch das Ritual.

Dem Ritual wohnt eine eigentümliche Kraft inne. Rituale begehen, das heißt Schutzräume für unsere Gefühle aufzusuchen. Nirgendwo wird das so deutlich wie an den Grenzen und Höhepunkten des Lebens. Darum sind die Gottesdienste anlässlich von Taufe, Konfirmation, Eheschließung und Tod so notwendig. Wenn einem vor Glück oder Schmerz nichts mehr einfällt, wenn man eigentlich nichts mehr sagen kann, dann wird doch etwas gesagt: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein“. – „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ – „Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich.“

Im Ritual wird ausgesprochen, was man kaum glauben kann und woran schon so viele Halt gefunden haben. In der Wiederholung liegt die Kraft. Der kleine Glaube von vielen vor uns und neben uns summiert sich im Ritual und wird zu einer Quelle, von der man selbst leben kann: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet“. – „Ordne unsern Gang, Jesu, lebenslang; führst du uns durch rauhe Wege, gib uns auch die nöt'ge Pflege“. Nicht zuletzt die Choräle sind die Rituale der Protestanten. Sie bringen die Gefühle der Versammelten zum Ausdruck. Sie stiften Gemeinschaft über die Situation hinaus. Sie enthalten für viele Erinnerungen und Hoffnungen, gescheiterte und gelungene Versuche, zu glauben. Die stärkste Kraft haben Rituale wahrscheinlich deswegen, weil sie keine Lösung bieten. Rituale beschränken sich darauf Ereignisse und Emotionen darzustellen. Rituale sind Verdichtungen des Lebens selbst. Sie suchen nicht nach Lösungen. Gefühle haben ihr Recht und müssen sich nicht rechtfertigen. Sie dürfen sein und so stehenbleiben, ohne in Handlungsaufforderungen überzugehen. Das Leben hat keine Lösung. Es kann nur gelebt werden. Das Ritual ist lösungs- und moralfrei. Es nimmt das Leben wie es ist und deutet es als Leben in Gott. Etwas Besseres kann uns nicht passieren: *Das Heilige als Humanum*.

Aber nun genau das Gegenteil: Petrus und Abraham, Nachfolge und Aufbruch: *Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.*

Verlasse das Bekannte, verabschiede dich von deinen Emotionen, meine nicht, dass du alles weiter so hinbekommen wirst wie bisher. Verlasse die Routinen und verlasse sich auf mich. Rituale sind gut, vertrauen ist besser. Denn *nicht* das Ritual war es, das dich bis hierher getragen hat. Und *auch* nicht der Aufbruch um des Aufbruchs willen ist bereits das Humanum, sondern das Hören. Das Hören im Aufbruch und im Ritual macht den Menschen menschlich.

Und der HERR *sprach* zu Abraham. Das ist das Evangelium dieses Textes. Das ist die gute Nachricht für den Menschen, ob im Ritual oder außerhalb des Rituals: Und Gott sprach. Es kann gehört werden. Das Leben braucht keine Lösung; es braucht aber die Aufmerksamkeit für das, was eigentlich Leben ist – ein Sein in Gott, der sich vernehmen lässt. „Und der Herr sprach“, heißt es bei Abraham; und „Fahre hinaus, wo es tief ist“, sagt Jesus zu Petrus; „und sie brachten die Boote ans Land und verließen alles und folgten ihm nach (Lk 5,11).

Wie spricht Gott? Wie lässt er sich hören? Abraham und Petrus haben gehört und sich von ihrem Hören bestimmen lassen. Man wird sagen können, dass die biblischen Geschichten den Hörvorgang auf das Elementare verdichten, auf ein einmaliges „und Gott sprach“ oder „Fahre hinaus“. Was hier als Reden und Hören eines einzelnen Moments geschildert wird, ist für die meisten von uns das Fazit einer Lebensgeschichte. Nur wenige haben den einzelnen Moment des glaubenden Aha-Erlebnisses. So mancher von uns ist geistlich etwas schwer von Begriff und braucht länger. Das macht aber auch nichts, sind doch nach dem 90. Psalm vor Ihm, dem Ewigen, tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache.

Gott lässt sich wahrnehmen im Leben, im Ritual und im Aufbruch. Die wenigen Verse von der Berufung Abrahams weisen aber noch auf eine andere Spur: *Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.*

Der *Segen* ist es, in dem Gott gehört werden kann. Der Segen wird in der Bibel immer als ein Wunder geschildert: Die Berufung Abrahams, die Geburt Isaaks und der Fischzug des Petrus. Und wer – aus welchen Gründen auch immer – nicht an Wunder glauben kann oder möchte, der wird beim Segen eines Besseren belehrt. Bei Abraham und Petrus ist es das Wunder der Größe: Der alte Mann und seine alte Frau, sie sollen Stammeltern eines großen Volkes werden – unglaublich. Und Petrus mit seinen Gefährten überkommt sogar ein Schrecken über den Fang, den sie getan haben. Fünfmal ist in diesen beiden kurzen Versen vom Segen die Rede: „*du sollst ein Segen sein [...] und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden*“.

Es ist wichtig an dieser Stelle daran zu erinnern, dass der Segen in der Bibel vor allem etwas Materielles ist: Gemeint ist hier der Segen an Nachkommen, an Nahrung von Feld und Vieh sowie auch der materielle Reichtum und das Ansehen. Gott verspricht Abraham auch, ihm einen *großen Namen* zu machen. So ge-

nau erzählt das 1. Buch der Bibel: In Kapitel 11 vom Turmbau zu Babel wollten sich die Menschen selbst einen großen Namen machen – und wir wissen es, wie die Geschichte ausging: mit der ersten Katastrophe des Nicht-verstehens.

„Babel first“ – das war ein schlechter Rat. Der große Name ist eine passive Angelegenheit – während die aktive Sucht nach einem großen Namen zerstörerisch ist. Auch das ist Gottes Segen: der eigene Name, das Leben und die materiellen Güter, die dazu notwendig sind. Und an diesem Wochenende nach dem EU-Gipfel zur Flüchtlingspolitik (27./28.6.18) denken wir auch an alle jene, die da tatsächlich gehen aus ihrem Vaterland und von ihrer Verwandtschaft und aus ihres Vaters Hause in ein Land, das sie suchen müssen, um ein klein bisschen gesegnet zu sein. Sage keiner von uns, diesen gehe es ja nur um materielle Verbesserungen. Auch sie suchen nach dem Segen eines menschenwürdigen Lebens. Tun wir das, was diese Gesellschaft kann, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wir, die wir gesegnet sind und den Segen nicht suchen müssen, werden wir anderen zum Segen.

Und der HERR sprach. Gott lässt sich leise hören in denen, die nach Segen suchen und nach einem Land, das für sie zum Segen werden kann. Gott lässt sich vernehmen in dem Segen, der unser Leben reich macht, in dem, was uns durch harte Arbeit geschenkt wird und erst recht in dem, was uns zufällt trotz unserer eigenen Unzulänglichkeiten. Ein jeder von uns lebt von der Güte der anderen Menschen, vom ersten bis zum letzten Atemzug. vergessen wir die nicht, die uns zum Segen sind. Es sind so viele, die wir immer wieder viel zu wenig denken. Eigentlich können wir nur mit Petrus sagen: Ich bin ein sündiger Mensch. Aber Jesus sagte zu Petrus: Fürchte dich nicht und der Herr zu Abraham: Du sollst ein Segen sein.

Und damit sind wir auch wieder beim Ritual: Es ist das Gefäß für das Staunen und Wundern, für unsere Gefühle angesichts dessen, was das Leben bietet. Wir sollen die Rituale des Tages, der Woche und des Lebens feiern und uns freuen an dem Segen, der uns umgibt. Rituale sind Räume für unsere Gefühle, die in ihnen ihr Recht haben, die in ihnen zum Ausdruck und zur Ruhe kommen können. Rituale begehen heißt, den Segen feiern, dem Segen seinen Raum geben und den Verbesserungszwang in die Schranken weisen. Wir sind gesegnet und können es uns leisten, einen Moment lang die Selbstoptimierung zu sistieren. Wir sind gesegnet – werden wir anderen zum Segen! Werden wir zu Zeugen des Segens! Amen

Der Liebe trauen: 1 Joh 4,7-11

Prof. Dr Cornelia Richter & Prof. Dr Thiemo Breyer

08.07.18, 6. Sonntag nach Trinitatis

Richter:

Liebe Gemeinde, was für eine wunderbare Kantate haben wir gehört, was für ein eigenartiges Lied haben wir gerade gesungen. „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Die hohe Kunst des Einklangs von Musik und Text bei Bach, das geradezu naiv anrührende Erzählstück Luthers, beide eingebettet in die Liturgie eines Gottesdienstes unter dem Titel „Der Liebe trauen“: Da ist die Freude des Christenmenschen **Luther**, der von seiner Verzweiflung erzählt, vom Teufel, der ihn quält, und der seine Rettung deshalb ganz Gott zuschreibt und uns dabei hinreißend direkt das Gespräch zwischen Gott Vater und Sohn vor Augen stellt, mitsamt dem strategischen Plan, den sie nun gegen den Teufel aushecken: „erwürg für ihn den bitteren Tod und laß ihn mit dir leben.“ Luther lässt keinen Zweifel an Gottes rettender Macht, er nimmt Kreuz und Auferstehung Jesu persönlich. Was für ein Vertrauen in die Liebe Gottes!

So auch bei **Bach**: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Auch hier berührt das unbedingte Vertrauen in Gottes Liebe, in seine Fürsorge und Nähe durch alle Höhen und Tiefen des Lebens hindurch. „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Wenn heute ein Mensch so von Gott spricht, dann sind wir geneigt, ihm ein sorgenfreies, materiell und familiär gesegnetes Leben zu unterstellen. Denn wer anders würde Gott so grundsätzlich zustimmend loben? Doch das Gegenteil ist der Fall. Die Kantate zeigt ein anders Bild, in ihr hallt Bachs Biographie wider – eine Biographie voller Sorgen und Tränen, voller Aufbrüche, Umbrüche und Abbrüche: Bach hat diese Kantate 1724 komponiert, kurz nach seinem Dienstantritt in Leipzig. Er hat es in seinem Leben wahrlich nicht leicht gehabt: Seine erste Frau ist jung gestorben, die meisten seiner 13 Kinder ebenfalls und die finanzielle Situation der Familie war meist prekär. Bach weiß, wie lange ein Mensch weinen kann: „Gott ist mein Licht, ihm will ich mich ergeben. Und haben alle Tage gleich ihre eigne Plage, doch auf das überstandne Leid, wenn man genug geweinet, kommt endlich die Errettungszeit.“ Und dennoch: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Was für ein Vertrauen in die Liebe Gottes. Und über all dem spannt nun der heutige **Predigttext** seinen großartigen Bogen auf, das Hohelied der Liebe aus dem 1. Brief des Johannes, Kapitel 4, die Verse 7-11: „Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben; denn die Liebe ist aus Gott, und wer liebt, der ist aus Gott geboren und kennt Gott. Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist Liebe. Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen. Darin besteht die Liebe: nicht, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns liebt

hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden. Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.“

Liebe Gemeinde, nun also auch im 1. Johannesbrief: Was für ein Vertrauen in die Liebe Gottes. Wie schon im Hohelied der Liebe im Alten Testament oder in 1 Kor 13 hören wir einen einzigen **Hymnus auf die Liebe**, die in der Bibel so viel mehr ist als Sex und Liebesgeflüster, als freundliche Zuwendung und Fürsorge, als Nächstenliebe und Feindesliebe – so viel mehr und doch all das zugleich: Weil die absolute Liebe Gottes all diese menschlichen Formen der Liebe umgreift. Bis hin zu der Zumutung, dass diese Liebe Gottes in seiner bedingungslosen Hingabe für uns gipfelt.

An dieser Stelle geht für viele Menschen freilich **ein Riss durch den Text**: ist es wirklich ein Hymnus auf die Liebe Gottes, wenn es heißt: „Dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.“ Klingt das nach Liebe? Klingt es nicht eher nach Rache? Es klingt doch ganz so, als ob Gottes Liebe zu uns erkaufte werden müsste durch den Tod seines Sohnes, als ob unsere Schuld gesühnt werden müsste. Satisfaktion – das ist der Begriff dafür und schon scheint die Liebe konterkariert zu sein, ad absurdum geführt.

Satisfaktion – ja, der Begriff stimmt und Anselm von Canterbury ist er zuzuordnen, jenem berühmten Theologen aus dem 11. Jahrhundert. Aber schon bei ihm war der Satz anders gemeint: Anselm hat ihn so gemeint, wie er bei Luther inszeniert ist: als innertrinitarisches Familiengespräch: Weil der Sohn immer schon beim Vater war und im Vater ist, liefert der Vater nicht einfach seinen Sohn aus. Sondern worauf es in der Satisfaktionslehre ankommt, ist die Barmherzigkeit Gottes, seine Gnade. Anselm hatte gerade nicht einen rachsüchtigen Gott vor Augen. Sondern ihm ging es darum, dass sich Gott selbst in und durch seinen Sohn dem Tribunal der Menschen hingibt.

Vielleicht ist es diese **Radikalität der Liebe Gottes**, die uns über den Vers stolpern lässt: Die Radikalität und die Zumutung, dass Gott vor dem Neid und Streit und Hass dieser Welt nicht zurückweicht, sondern sich ihnen stellt und sie durchlebt. Vielleicht ist es deshalb gerade der anstößige Vers, der uns den Predigttext aufschließen kann. Denn dieser Vers markiert das Leben, so wie es ist: Mit seinen politischen, religiösen und gesellschaftlichen Konflikten, mit den persönlichen Animositäten, mit den unfreundlichen und hasserfüllten Worten, mit Enttäuschung und Verrat, mit subtiler Misshandlung und offener Gewalt, mit Verleugnung und Verschweigen, mit Tränen und Schmerz, mit Todesangst und Trauer. Vielleicht ist es gerade der anstößige Satz, der das Hohelied der Liebe mitten in unser Leben holt. Weil der anstößige Satz dazu gehört, weil er nicht verschwiegen wird, weil das Gegenteil der Liebe ausgesprochen und benannt werden darf. Weil das Gegenteil der Liebe immer ausgesprochen werden muss, damit Versöhnung überhaupt möglich ist.

In unserem Text gilt dies für die Liebe Gottes – doch wie ist es mit der Liebe unter uns Menschen? Der Text fordert uns ja unmissverständlich zur **Nachfolge** auf: „Ihr Lieben, lasst uns einander liebhaben; denn die Liebe ist aus Gott, und wer liebt, der ist aus Gott geboren und kennt Gott.“ Wenn es so einfach wäre. Wobei, es wäre eh ganz einfach – wenn da nur nicht die anderen wären. Die anderen Menschen, die sich nicht so einfach lieben lassen, weil sie uns auf den Nerv gehen, weil sie rechthaberisch sind und uns übervorteilen. Weil sie Dinge sagen, die wir nicht hören wollen, weil sie unbelehrbar sind, weil sie sich nicht so anstrengen, weil sie uns nicht mögen, weil sie gegen uns agieren, weil sie sich entziehen und sowieso und prinzipiell, weil sie die anderen sind. Weil sich das Leben nur allzu oft zwischen Zahnpastatube und Maschendrahtzaun abspielt – und damit noch die harmloseren Konflikte unserer Menschheit benannt sind. Also noch einmal: Was ist Liebe? Eine Zumutung. Eine Zumutung, ein Ruf, der eine Antwort braucht. Wir sollten also genauer fragen: Welche Formen von Liebe gibt es? Welche Reichweite haben sie? Was befähigt uns zur Liebe? Was heißt das eigentlich für uns, Liebe zu geben und sie zu empfangen? In der Philosophie wird über diese Fragen ebenfalls seit der Antike nachgedacht. Deshalb die Frage an Dich, lieber Thiemo: Was ist Liebe aus Sicht der Philosophie?

Breyer:

Liebe Cornelia, liebe Gemeinde, die Liebe kann durchaus als Grundbegriff der Philosophie gelten, da sie das soziale Wesen des Menschen auf besondere Weise zum Vorschein bringt. Schon immer waren Philosophen bemüht, die unterschiedlichen Arten der Liebe zu kategorisieren und sind nach wie vor fasziniert von der Liebe als Erlebnis, an dem sich die Grundform des menschlichen Weltbezugs prägnant zeigen lässt. Diese Grundform besteht in dem, was als **Responsivität** (B. Waldenfels) bezeichnet wird. Dies meint, dass uns in der Erfahrung stets etwas vorausgeht, das wir nicht einholen können, dem wir nicht Herr werden. Gleichwohl fordert es uns auf, auf es zu reagieren, es lädt uns zu einer Antwort ein. Dies gilt für die natürliche und künstliche Umwelt ebenso wie für die zwischenmenschliche. So lädt uns beispielsweise ein Waldweg dazu ein, auf ihm spazieren zu gehen, ein Becher dazu, aus ihm zu trinken, ein Smartphone dazu, permanent Emails zu lesen oder die neuesten Spielergebnisse der Fußball-WM abzurufen. Die soziale Umwelt weckt unsere Aufmerksamkeit durch Gesten und Ansprachen, die wir vernehmen und auf die wir antworten. Bei alledem ergibt sich eine Mischung aus passivem Angesprochen werden und aktivem Sich einlassen auf dasjenige, was einem widerfährt. Diese doppelte Bewegung – eben die Responsivität – ist besonders deutlich in der Liebe zu erkennen. Die Liebe eines anderen kommt auf mich zu, ja kann mich sogar überwältigen. Und wenn ich jemanden liebe, will ich auf ihn zugehen.

Ganz in diesem Sinne hörten wir zuvor in der Predigt von einer Liebe, die geschenkt ist, die uns zufällt, uns aber auch einiges zumutet und abverlangt. Die

Liebe ist mit anderen Worten eine Gabe, die sich nicht einfordern oder vorausplanen ließe. In der Liebe sind wir auf zweifache Weise ausgeliefert: Zum einen können wir sie nicht kontrollieren, sondern sie stößt uns zu; zum anderen machen wir uns verletzlich, wenn wir sie einem anderen Menschen eingestehen. Wer erinnert sich nicht an den ersten jugendlichen Versuch, dem Schwarm die Liebe zu gestehen? Und die Angst, die mit der Vorstellung einhergeht, abgelehnt zu werden. Nur wer Liebe schenkt, öffnet sich auf diese Weise und kann verletzt werden. Die Liebe ist daher nicht nur ein Paradebeispiel von Responsivität, sondern auch von **Vulnerabilität** (J. Butler).

– Ein zweiter philosophischer Begriff, mit dem gemeint ist, dass wir Menschen als leibliche und endliche Wesen von einer existenziellen Verletzlichkeit geprägt sind.

Doch was und wie lieben wir eigentlich, wenn wir als Menschen lieben? Ist es immer das gleiche Gefühl, das auftritt, und die gleiche Art von Bezugsobjekt, auf das es sich richtet? Hierüber haben sich schon die alten Griechen Gedanken gemacht! Nach Platon ist grundsätzlich eine begehrende Liebe (**eros**) von einer sorgen- den Liebe (**epimeleia**) zu unterscheiden. In beiden Fällen ist die Liebe von einem Mangel und einem Ungleichgewicht gekennzeichnet: Derjenige, der erotisch hingezogen ist, lebt im Mangel, das Objekt der Begierde noch nicht zu haben. Derjenige, der sich fürsorglich um einen anderen kümmert, kann nicht davon ausgehen, eine ähnliche Fürsorge im Gegenzug auch zu erhalten. Eine dritte Form der Liebe wurde deshalb von Aristoteles vorgeschlagen, nämlich die Freundschafts- liebe (**philia**). Zwei Freunde lieben sich dieser Idee nach auf Augenhöhe und in gleicher Weise, jeweils um des anderen Willen, ohne weitergehenden Zweck. Hier soll es also keine Asymmetrie geben, sondern wechselseitiges Schenken und Empfangen von Liebe. Dies ist nur möglich, wenn die Freunde einander gleich sind. Mensch und Gott sind aber ungleich, weshalb eine echte Freundschafts- liebe zwischen ihnen ausgeschlossen ist. Dass eine Liebe über den Tellerrand der kosmischen Sphären hinaus möglich ist – davon gehen demgegenüber Judentum und Christentum aus. Für die Philosophie und Theologie gleichermaßen ausschlaggebend waren die Bearbeitungen dieses Gedankens durch den Kirchenvater Augustin. Im Anschluss an die neutestamentliche Liebe (**agape**) entwirft er eine dreiteilige Liebesvorstellung:

- Liebe Gottes für seine Schöpfung und die Menschen
- erwidrende Liebe der Menschen für Gott
- Liebe der Menschen untereinander (Nächsten- liebe, **caritas**)

Wichtig ist für Augustinus, dass diese Liebe unter den Menschen immer eine emotionale Komponente hat: Mit- lieben bedeutet immer auch Mit- leid und Mit- freude. Die Frage ist nun, ob das beschreibend oder vor- schreibend gemeint

ist: Ist es faktisch so, dass jede Nächstenliebe von einem Mitgefühl begleitet wird, oder ist das ein Ideal, dem wir folgen sollten?

An einer uns allen bekannten biblischen Figur lässt sich diese Frage erörtern – dem **barmherzigen Samariter**. Als Philosoph lese ich diese Geschichte so: Die Erzählung des Samariters wird von Jesus angeführt, als ein Pharisäer ihn fragt, wie das ewige Leben zu erlangen sei. Schon in dem Tora-Zitat, das der Gelehrte bringt, heißt es: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“ (5. Mose 6,5; 3. Mose 19,18). Mit deinem ganzen Gemüt, d.h. mit allem, was die menschliche Emotionalität zulässt. Und tatsächlich, beim sodann beschriebenen Samariter spielen die Gefühle gerade auch für die Nächstenliebe eine zentrale Rolle. Es heißt im Lukas-Evangelium: „Ein Samariter [...], der auf der Reise war, kam dahin; und als er [den halb- toten, ausgeraubten Mann am Straßenrand] sah, jammerte es ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm.“ (Lukas 10, 33) Die emotionale Reaktion des Jammerns kommt also zuerst, bevor geholfen wird. Dieses Jammern ist ein spontan empfundenes Mitgefühl – und jetzt stellt sich die Frage: Hätte der Samariter auch ohne dieses Gefühl geholfen? Oder war das Gefühl die Triebfeder der guten Tat? Denn die Tat selbst ist es, die den verletzten Mann zum Nächsten des Samariters macht, wie Jesus betont.

Genau diese Frage steht im Zentrum der philosophischen Auseinandersetzung mit dem **Mitgefühl**. Wie ist dessen ethische und moralische Bedeutung zu bewerten? Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die Antworten hierauf drastisch auseinander gehen.

- Nach Aristoteles empfinden wir Mitleid nur, wenn wir fürchten, dass uns auch zustoßen könnte, was dem Leidenden widerfährt. So gesehen wäre Mitleid eigentlich ein verkappter Egoismus, dem es nur darum geht, die eigene Unversehrtheit sicherzustellen.
- Die Stoiker vertraten die kurios anmutende Vorstellung, dass jedes Mitleid das Gesamtquantum an Leid in der Welt vergrößere, weshalb man es möglichst abschalten und dem Bedürftigen ohne jede Gefühlsregung helfen sollte. (Die stoische Gefühlsarmut eben!)
- Immanuel Kant sah später das Mitgefühl durchaus positiv und gab ihm den Rang eines moralischen Gefühls, das man pflegen sollte, da es auf natürliche Weise dazu motiviert, das Gesetz der Nächsten- liebe einzuhalten und dem anderen als Stellvertreter der ganzen Menschheit zu helfen.
- Arthur Schopenhauer radikalisierte diese Sicht noch weiter und behauptete, Mitleid sei die einzige Quelle guten Handelns überhaupt.

Diese Auflistung zeigt schon an, dass man das Mitgefühl je nach theoretischem Ansatz positiv oder negativ beurteilen kann. Aus eigener Erfahrung wissen wir,

dass nicht jedes Mitgefühl zu einem aktiven Helfen führen muss. Es kann sogar sein, dass wir von einem tief empfundenen Mitleid derartig überwältigt werden, dass handlungsunfähig sind. Außerdem äußert sich das Mitleid nicht immer gleich – nicht gegenüber allen Personen und nicht mit der gleichen Stärke.

Wie die psychologische Forschung zeigt, wird das Mitgefühl von unterschiedlichen Dingen bestimmt. Es macht z.B. einen Unterschied, ob wir die andere Person kennen oder nicht. Auch die Art der Darstellung bei Mitteilungen über ein Leid spielt eine Rolle. Das Pressebild eines geflüchteten Kindes, das tot am Mittelmeerstrand liegt, erweckt bei den meisten Menschen wahrscheinlich eine viel heftigere Erschütterung als der Bericht über eine abstrakte Zahl von Erdbebenopfern. Ferner ist Mitgefühl davon abhängig, welchem Geschlecht und welcher sozialen oder ethnischen Gruppe die andere Person angehört. Mitgefühl scheint leichter geschenkt zu werden, je größer die Ähnlichkeit zu einem selbst ist. Damit einher geht auch die Tendenz zur Polarisierung, nach dem Motto: Je mehr emotional in die eigene Gruppe investiert wird, desto mehr wird von den Mitgliedern anderer Gruppen abgezogen. In der Tat ist es eine verbreitete Sichtweise in der **evolutionären Anthropologie**, dass sich Mitgefühl und Empathie in den Jäger-Sammler-Gesellschaften der Steinzeit entwickelt haben. Und zwar zum Zweck, die soziale Bindung in Kleingruppen von ca. 20 Individuen möglichst stark zu machen und gleichzeitig negative Emotionen und Aggression gegenüber anderen Gruppen zu entwickeln. Mitgefühl erscheint hier wie ein knappes Gut, das wir nicht beliebig verteilen können und das auch eine „dunkle Seite“ (Breithaupt) hat.

Ganz in diesem Sinne warnte mich neulich ein Kollege, ich solle meine Empathie nicht damit verschwenden, mich in Romanfiguren hineinzusetzen, weil ich dann am Abend keine mehr für meine Familie übrig hätte!

Gegenüber der Annahme, dass Mitgefühl immer selektiv ist und schwarz-weiß-malerisch markiert, wer dazugehört und wer nicht, finden wir im jüdischen und christlichen Glauben das **Gebot der Nächstenliebe**, die allen Menschen gelten soll. Sie umfasst auch den Feind und den Fremden. Diese Universalisierung ist ein Anspruch, der mit Blick auf die genannten Einflussfaktoren schwer zu verwirklichen scheint. Werden die emotionalen Kapazitäten hier nicht überbeansprucht? Oder führt das Gebot sogar zur Abstumpfung?

Auch wenn diese Bedenken zutreffend sein sollten, funktioniert das Gebot als „regulative Idee“ – wie man mit Kant sagen könnte – im Angesicht der faktischen Beschränktheit der menschlichen Liebesfähigkeit. Trotz der Fehlbarkeit der menschlichen Liebe ermöglicht die Idee einer absoluten Liebe Gottes Vertrauen – wie in der Kantate Bachs. Und zwar Vertrauen darin, dass diese Liebe immer und überhaupt gilt. Dieses Vertrauen speist sich aus der Einhaltung eines Versprechens, das bestätigt wird durch die Selbstaufopferung Gottes in Gestalt Jesu am Kreuz. Wie mit Blick auf die Idee der Satisfaktion bereits angesprochen, ist es ein barmherziger Gott, der sich hier *selbst* hingibt und nicht ein

rächender Gott, der seinen Sohn opfert. Nächstenliebe wäre vor dem Hintergrund dieses Gnadenakts der Versuch, dieser absoluten Liebesvorstellung zu entsprechen, wobei die Entsprechung nicht nur als geistige Haltung zu verstehen ist, sondern immer wieder in Handlungen realisiert werden muss – wie in der Tat des Samariters.

Ich habe die emotionale Seite der Nächstenliebe herausgegriffen, da ich sie nicht nur im Ausgang von Augustinus für wichtig halte, sondern weil die Kultivierung der Gefühle gerade auch heute vor einer großen Herausforderung steht. Zum einen wird von manchen Politikern unter dem Vorzeichen des „**Postfaktischen**“ den subjektiven Gefühlen und Befindlichkeiten der Vorrang vor objektiven Daten und Argumenten gegeben. Zum anderen funktioniert die emotionale Mobilisierung in populistischen Bewegungen erschreckend gut. Der „**Wutbürger**“ (Kurbjuweit) tobt sich aus und eine „Zornpolitik“ (Jensen) macht sich breit. Anstatt nun die Theoriekeule zu schwingen oder auf den „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“ (Habermas) zu hoffen, wäre es m.E. eine Aufgabe, auch auf emotionale Weise hierauf zu reagieren. Dies dürfte aber nicht mit Gegenwut und Gegenhass geschehen, sondern mit einer Empathie, die es erlaubt, den eigenen Standpunkt zu verlassen, sich in andere Personen hineinzusetzen und nachzuvollziehen, aus welchen Gründen sich ihr Zorn, ihr Groll, ihr Ressentiment entwickelt haben könnten. Dann kann man sich aktiv vielleicht auch Mitbürger zu „Nächsten“ machen, mit denen man keinen emotionalen Raum zu teilen scheint. In der Predigt von letzter Woche sprach Herr Meyer-Blanck von Ritualen als „Räumen für unsere Gefühle“. Wenn es um die Kultivierung der Nächstenliebe als emotionaler Responsivität geht, warum dann nicht den liturgischen Rahmen des Rituals nutzen, an dem wir gerade teilhaben?!

Richter:

Den **liturgischen Rahmen des Rituals** nutzen, um der emotionalen Responsivität Raum zu geben, um die Nächstenliebe zu kultivieren. Lieber Thimo, damit sprichst Du uns hier in der Schlosskirche aus dem Herzen. Denn die Liturgie ist nicht nur dazu da, das gesprochene und gehörte Wort ein wenig zu behübschen, sondern es im eigenen Singen und Sprechen in unsere Herzen zu bringen. Die Musik Bachs ist deshalb ebenso Teil der Liturgie wie die Lieder Luthers, das Glaubensbekenntnis, die Fürbitten und das Vaterunser.

In allem, was wir in unseren Gottesdiensten laut werden lassen, wenden wir uns **gemeinsam** Gott zu, sind wir getragen von der Verheißung seiner Liebe und von der Sehnsucht nach seiner Nähe; in all dem, was wir in unseren Gottesdiensten laut werden lassen, hören wir das Evangelium: „und Gott sprach“². Wir hören es, weil wir uns angesprochen fühlen, weil es uns in dem Bedürfnis trifft, dass wir angeschaut werden, dass wir gerufen und gehört werden, kurz: dass wir geliebt werden. Du hast uns nachdrücklich vor Augen gestellt, wie vielfältig und schwierig, ja zuweilen widersprüchlich, es mit der Liebe unter uns Menschen ist – im

direkten Verhältnis zu unseren Mitmenschen wie im globalen und universalen Maßstab. Weshalb es umso wichtiger ist, dass wir uns im christlichen Glauben bewusst der absoluten Liebe Gottes anvertrauen. Einer absoluten Liebe, die jede einzelne und direkte Form der Liebe übersteigt, die mehr ist als jede global und universal mögliche Liebe – eben weil sie als absolute Liebe der letzte Sinnhorizont all unserer menschlichen Liebe ist, weil sie all unsere menschlichen Liebesformen übersteigt und in sich birgt. Wir bedürfen des Vertrauens in diese absolute Liebe, damit wir uns gestärkt aufmachen und hinausgehen können in diese Welt.

So kommt es am Ende in unserem **Gespräch zwischen Universität und Gemeinde**, zwischen Philosophie und Theologie auf das rechte Verstehen der Liebe an – im Vertrauen darauf, dass uns gesagt ist: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen.“ Das also heißt, der Liebe Gottes trauen: Sich rufen lassen, sich ihrem Ruf stellen. Was ist Liebe? Sie ist eine Zumutung: Sie ist riskante Hingabe, sie ist lebensgefährlich, sie ist diejenige Kraft, die nicht einmal der Tod scheiden kann. Sie ist eine Zumutung. Die Liebe lässt uns nicht unberührt. In Liebe wendet sich jemand uns zu, in Liebe werden wir freundlich angeschaut, in Liebe werden wir bei unserem Namen gerufen, auf dass wir dazu gehören, auf dass wir uns neu geboren fühlen, auf dass wir versöhnt sind mit uns, mit der Welt und mit Gott. Es ist genau dies, was Bach verstanden hat: Dass die Rede von Gottes Liebe kein bloßes Liebesgesäusel ist. Sondern dass hier von einer Liebe geredet wird, die die Not laut werden lässt und den Weg in den Abgrund des Lebens einschließt. Die einschließt, dass sich Gott selbst diesem Leben ausliefert und es bis in den Tod hinein durchlebt. Auf dass wir berührt werden und der Liebe trauen, auf dass das Leben neu werden möge – und dass in all dem der Friede Gottes unsere Herzen und Sinne bewahre. Amen.

Achtsamkeit entwickeln: Phil 2,1-4

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Jochen Sautermeister, Kath. Fakultät

15.07.18, 7. Sonntag nach Trinitatis

Predigt im Semesterabschlussgottesdienst von Prof. Dr. Jochen Sautermeister

Achtung zu haben, Achtsamkeit zu entwickeln – es hat den Anschein, dass „Achtsamkeit“ zu einem Sehnsuchtswort in unserer Gesellschaft geworden ist. In den Buchhandlungen finden sich viele Bücher, die einem zu einem achtsameren und besseren Leben verhelfen wollen. Und zahlreiche Angebote im Wellness- und Tourismusbereich versprechen Entspannung und Vitalität durch mehr Wahrnehmung und Achtsamkeit. Offensichtlich treffen diese Angebote einen Nerv unserer Zeit, berühren sie eine tiefe Seite von uns Menschen.

Der Soziologe Hartmut Rosa hat in seiner jüngsten Monografie einen wichtigen Fingerzeig gegeben, warum das so ist. Unter dem Titel „Resonanz“ beschäftigt er sich mit der Erfahrung zunehmender Entfremdung in unserer Gesellschaft. Rosa sieht vor allem in der Dynamik sozialer Beschleunigung eine Entwicklung, die alle Bereiche unseres Lebens durchzieht: Arbeitswelt, Kommunikation und Medien, Konsum, Freizeit, Privatleben, Wissenschaft, Technik und viele andere mehr. In all diesen Bereichen zeigen sich deutliche Tendenzen, dass die Halbwertszeit relevanten Wissens immer kürzer wird, dass die technischen Entwicklungen und Innovationen so schnell vonstattengehen, dass wir uns regelmäßig neue technische Geräte anschaffen müssen, um mithalten zu können, oder dass wir, insbesondere durch die neuen Medien, in kürzerer Zeit zunehmend mehr kommunizieren. Ich denke, die allermeisten von uns können diesen Beobachtungen, die Hartmut Rosa noch um viele weitere ergänzt und sozialwissenschaftlich vertieft, gut zustimmen. Dabei beschleicht uns ein gewisses Unbehagen. Die Dynamiken sozialer Beschleunigung sind so stark und umfassend, dass sie unsere Lebensgestaltung tiefgreifend beeinflussen. Wir scheinen ihnen in einer Weise ausgesetzt zu sein, dass sie uns von uns selbst, unserem Leben sowie von unseren Mitmenschen und unserer Umwelt entfremden. Soziale Beschleunigung hat das Potenzial, uns unfrei

zu machen und die Möglichkeiten bewusster und sinnerfüllter Lebensgestaltung zu untergraben. Selbstbestimmung, Verantwortung, Mitgefühl und Achtung füreinander drohen unter die Räder sozialer Beschleunigung zu kommen.

Worauf Hartmut Rosa aufmerksam macht: Durch die Dynamik sozialer Beschleunigung treten wir zu wenig in wirklichen, spürbaren Kontakt mit uns und unserer Welt. Wir erleben zu wenig Begegnungen, erfahren uns eher passiv und fremdbestimmt und drohen so einer gewissen inneren Leere zu erliegen. Diese wird dann oft durch noch mehr Aktivität und noch mehr Impulse und Anreize zu füllen gesucht – eine Strategie, die typisch, aber nicht wirklich erfolversprechend ist. Der Frustkauf mag kurze Befriedigung und Entlastung schaffen, aber keine dauerhafte Lösung bieten. Die tröstende Schokolade führt auf lange Sicht zu Belastungen ganz eigener Art. Neudeutsch könnte man sagen: man erlebt sich in Dysbalance. Der Druck, sich in Balance zu bringen, steigt, denn schließlich erhofft man sich: Wenn ich wieder in Balance bin, in Kontakt mit mir und meinen inneren Quellen, dann komme ich auch wieder in Begegnung mit anderen und der Welt. So ist es nur verständlich und sozialpsychologisch erklärbar, dass die Suche nach dem eigenen Ich und seinen adäquaten Ausdrucksweisen, dass die Suche nach Authentizität, nach dem, wer ich wirklich bin und was ich wirklich erlebe, heutzutage so bedeutsam ist.

Hartmut Rosa empfiehlt nun als Therapeutikum gegen die entfremdende Dynamik sozialer Beschleunigung: Resonanzerlebnisse zu stärken, Resonanzfähigkeit zu entwickeln und Resonanzräume zu schaffen. Resonanz, mitzuschwingen, einzuschwingen, in Kontakt zu treten, in Begegnung zu kommen, die sich auf das Gegenüber einlässt, offen ist für das, was vom Gegenüber kommt, dem Gegenüber Raum zu geben, bereit zu sein, etwas vom Gegenüber zu empfangen und mitzubekommen. Beim Gegenüber kann es sich um Mitmenschen handeln, um das eigene Innenleben, aber auch um Umwelt und Natur, Kunst, kulturelle Gegenstände. Es geht um eine Präsenz, in der ich mich für die Fülle der Lebenswirklichkeit öffne und die ansonsten im alltäglichen Getriebe ausgeblendet, ignoriert, über-

haupt nicht wahrgenommen wird. In solchen Resonanzerfahrungen und Begegnungen kann wieder die Erfahrung von momentaner Fülle, Tiefe und Sinn aufscheinen, kann das Leben in seinen verschiedenen Facetten und Qualitäten wieder geschmeckt, verkostet werden, können befriedigende zwischenmenschliche Beziehungen gedeihen, ja kann auch die spirituelle Dimension des Lebens neu zum Schwingen kommen.

Rosas kritische Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose findet sich in Psychologie und Psychotherapie bestätigt: Achtsamkeitsbasierte Therapieansätze gewinnen an Bedeutung, um bei verschiedenen psychischen, psychosomatischen und körperlichen Erkrankungen hilfreich Unterstützung zu bieten. Aber auch, wenn das Leben selbst fade wird, Sinn- oder Lebenskrisen die Selbstverständlichkeit des Lebens in Frage stellen, finden achtsamkeitsbasierte Verfahren Anwendung. Ursprünglich haben sie einen fernöstlichen, meist buddhistischen Hintergrund. Auch losgelöst von diesem weltanschaulich-spirituellen Hintergrund sind achtsamkeitsbasierte Verfahren inzwischen zu seriösen, wissenschaftlich fundierten Therapieangeboten avanciert, deren Wirksamkeit nachgewiesen ist.

Dabei geht es darum zu lernen, wieder resonanzfähig zu werden durch Achtsamkeit. Achtsamkeit meint dabei eine offene, neugierige Haltung nicht wertender Aufmerksamkeit für das, was einem entgegentritt, auch und gerade wenn es schwer zu fassen ist. Eine Haltung der Präsenz und Annahme für das, was man erlebt, ohne gleich durch wertende Kategorien zu versuchen, alles einzuordnen, zu vereindeutigen, zu klassifizieren und handhabbar zu machen. Achtsamkeit ist so eine bestimmte Form der Wahrnehmung, ja mehr noch, sie wird zu einer Art grundlegender Lebenseinstellung. Sicherlich, Achtsamkeit zu entwickeln, ist nicht so einfach, es ist ein Weg, ein Prozess. Gerade, wenn man vielfältigen und auch widerstreitenden Reizen und Impulsen ausgesetzt ist, ist es nicht leicht, achtsam zu sein. Daher bedarf es der Übung, um sich auf diesen Weg einzulassen. Es bedarf eines gewissen vorlaufenden Vertrauens, eines wohlwollenden und wohlmeinenden Vertrauensvorschlusses und Zutrauens – und da ist es gut, wenn es

jemanden gibt, der einen dabei unterstützt, anleitet und selbst Modell ist und einem mit Achtung begegnet.

Solche therapeutischen Ansätze setzen also zumindest implizit auf die Hoffnung, dass in der Praxis der Achtsamkeit Erfahrungen von Sinn aufscheinen und erlebbar werden können. Solche Sinnerfahrungen lassen sich nicht machen. Man kann ihnen nur einen Raum geben und sich ihnen so öffnen, dass Sinnerfahrungen sich ereignen können, dass man sie also geschehen lassen kann.

Die Praxis der Achtsamkeit ist keineswegs spirituell neutral. Sie lebt von Voraussetzungen, die sie selbst nicht machen kann; sie ist gespeist aus existenziellen und spirituellen Quellen. Mit den existenziellen Herausforderungen unseres Daseins menschlich leben zu können, bedeutet zumindest implizit, dem Leben seine spirituelle Dimension zuzugestehen und darauf zu bauen. Denn Hoffnung ist die Antizipation von Sinn, das Bauen auf Halt und Heil, ohne dass dieses schon ganz da und erlebbar ist. Ohne Hoffnung können wir nicht leben.

Bemerkenswert ist, dass achtsamkeitsbasierte Verfahren nur von solchen Personen therapeutisch angeboten werden sollen, die selbst die Praxis der Achtsamkeit in ihrem Leben üben und Erfahrungen mit Achtsamkeit haben. Und ebenso bemerkenswert: Was bei Übungen der Achtsamkeit geschieht, lässt sich nur begrenzt in Worte fassen. Denn Wort und Sprache sind Kategorien, die einordnen, werten, ja mitunter bewerten und so auch den reinen Blick auf das Erlebte, auf die Phänomene verstellen oder trüben können. Es ist eine bleibende Spannung zwischen der Eigenqualität der Phänomene einerseits und dem, wie wir sie zu verstehen, zu erfassen, zu begreifen suchen, andererseits.

Der Sinn und Halt suchende Mensch ist also keiner, der rein passiv ist, aber auch keiner, der rein aktiv ist, sondern einer der aktiv-passiv im Modus des Mediums, des bewussten Zulassens sich auf jenen Horizont hin öffnet, von dem er sich Hilfe und Heil erhofft. Sobald man darüber spricht, kommt dieser Horizont, die Quelle des Sinns in menschlichen Worten zur Sprache.

Paulus bringt diese Erfahrung im ersten Korintherbrief, Kapitel 13, Vers 12 eindrücklich so zum Ausdruck: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ Das gilt für alle theologische und religiöse Rede. Auch für unseren heutigen Predigttext, einer ethischen Paränese, wie man sie in mehreren Paulusbriefen findet.

Angesichts unseres gegenwärtigen Verständnisses von Achtsamkeit, Achtung und Anerkennung scheint der Text dann doch auch ein wenig sperrig zu sein: Es ist der andere, den man höher schätzen soll als sich selbst. Für manche eine hypermoralische Forderung, wenn nicht gar eine ungesunde Zumutung, die ungute Assoziationen weckt. Ist nicht auch viel Missbrauch mit solchen und anderen Mahnungen getrieben worden? Unterordnung, Ausbeutung, Selbstaufgabe u.a.m. Je nach Erfahrungskontext verbinden wir Christen damit ganz Unterschiedliches. Es gibt aber auch die subtilen Formen der Konfliktvermeidung, die im Namen der Einheit und der Eintracht es unterbinden, Konflikte produktiv anzugehen und zu lösen.

Doch wir kennen auch das Engagement selbstloser Hilfe aus dem Glauben, der Einsatz für andere in der Not. Ob in Diakonie und Caritas, im nachbarschaftlichen, familiären oder gemeindlichen Umfeld. Das Zurückstellen eigener Interessen, um den anderen beizustehen aus christlicher Nächstenliebe kennt ebenso viele Gesichter und Vorbilder.

Moralisch gebotene Unterordnung – ist das Verantwortung aus dem Glauben? Paulus' Mahnung zu Eintracht und Demut war auch zur damaligen Zeit eine christliche Provokation. Denn im griechisch-römischen Umfeld galt die Haltung der Demut als schwach und als Ausdruck der Niedrigen, sie war Kennzeichen der Sklaven, der Handwerker, der Geringen. Nur durch sozialen Aufstieg war es möglich, diesem Schicksal zu entrinnen. War es jemandem gelungen, sich in der Sozialordnung etwas nach oben zu arbeiten, dann stieg auch dessen menschliche Qualität und Würde. Wenngleich dies nicht vielen in der damaligen Zeit gelang, so

war es doch dieses Narrativ: Erstrebenswert ist, von unten nach oben zu kommen. – Das ist uns heutigen gar nicht so fremd.

Christsein, so Paulus, bedeutet, diese gesellschaftliche Aufsteigerlogik umzukehren. Ganz in der alttestamentlich-jüdischen Tradition ist es gerade Gott, der die Niedrigen rettet und erhöht, während die Hochmütigen gestürzt werden. Die Psalmen und die Weisheitsliteratur singen ein Lied davon. Paulus, der in dieser Tradition steht, macht klar: Die Sache des Mitbruders soll vor den eigenen Interessen stehen, der andere ist höher zu achten.

Die eindringliche Mahnung, die Paulus an die Philipper schreibt, steht auf dem Boden der bereits erfolgten Verkündigung, dass Christus Jesus Mensch geworden, am Kreuz gestorben ist und wieder zu Gott erhoben wurde. Paulus geht es also nicht einfach um eine Sozialkritik. Vielmehr schreibt er unter der Voraussetzung, dass die Getauften in Philippi aus dem neuen Sein in Christus leben. Die ethischen Imperative sind gerade nicht das erste; nein sie sind vielmehr Konsequenz aus dem Sein in Christus und dem erneuerten Handeln, das daraus folgt. Diese Einheit von Glauben und Ethik ist theologisch zentral. Christsein bedeutet auf dem Weg der Existenzerneuerung zu sein. So sind die Imperative Erinnerung an das, was Paulus der Gemeinde bereits verkündigt hat und beharrliche Ermutigung, auf diesem Weg weiterzugehen und voranzuschreiten.

Die Rechtfertigung durch Christus, die Zusage unbedingter Annahme und Liebe durch Gott ist der Grund dafür, sich ganz dem anderen zu öffnen und füreinander leben zu können. Nur weil Gott uns bereits groß gemacht hat, können wir die anderen groß sein lassen, aufeinander zugehen und entsprechend handeln.

Im großartigen Christushymnus des Philipperbriefes wird Christus Jesus als der gepriesen, der sich selbst erniedrigt hat, um die Menschheit zu erlösen. Die Kirchenväter schlossen daraus: Nur indem Gott in Christus Jesus ganz Mensch geworden ist, konnte er auch die Menschheit erlösen. Oder anders gesagt: „Was nicht angenommen ist, kann nicht geheilt werden.“

Das gilt auch für unsere Existenz: „Was nicht angenommen ist, kann nicht geheilt werden.“ Das, was ich aus meinem Leben, aus meiner Existenz verdrängen und abspalten muss, die Erfahrungen die mich irritieren, die Ambivalenzen, die mich verunsichern, die Verletzungen, die mich kränken, aber auch die mächtigen und energetischen Seiten, die mich ängstigen, die dunklen Schatten, die mich in meinen Selbstwert bedrohen, die Krisen, die mein Vertrauen auf Gott zutiefst belasten. All das, was mir auch in der Begegnung mit anderen entgegentreten kann, ist Teil meiner neuen Existenz in Christus, darf ich ihm hinhalten und auf Verwandlung und Heilung hoffen: „Was nicht angenommen ist, kann nicht geheilt werden.“ – Es ist, wie es ist, so die tiefe menschliche Sehnsucht.

Sicherlich, das ist ein lebenslanger Weg, der nicht immer einfach ist und erst in der letzten Begegnung in Gott seine Erfüllung findet, bis dahin bleiben uns Glaube, Hoffnung und Liebe.

Achtsamkeit zu entwickeln, sich auf die Höhen und Tiefen des Lebens einzulassen und in Resonanz zu treten. Darin einander Achtung und Anerkennung zu schenken, die uns leben lässt und die wir selbst empfangen. Und so das Heilige im Humanen zu erfassen. Was wäre wenn wir wechselseitig aus dieser Haltung leben könnten? In der Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, in der Gemeinde, in unserer Gesellschaft? Was wäre, wenn ich versuche, einen kleinen Augenblick der Achtsamkeit zu leben? Nur heute? – Denn Du bist bei mir.

Notizen:

Notizen: